Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ. — ₰
Für einen Monat		1 ℳ. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ. — ₰
Für einen Monat		2 ℳ. — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Aus hohem Norden.

Von

Zacharias Topelius.

Aus dem Schwedischen von O. Gleiss.

Vierter Band.

Das goldene Gespenst.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1886.

Das goldene Gespenst.

Erzählung

von

Zacharias Topelius.

Aus dem Schwedischen von O. Gleiss.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1886.

1. Die beiden Großmächte.

Das war nun einmal nicht anders.

Vor reichlich sechzig Jahren standen die Städte an der finnischen Westküste, von Abo bis nach Uleaborg, an der Spitze des Handels und der Schiffahrt. Finnlands große Marktplätze waren damals noch nicht Rußland, vielmehr Schweden, Dänemark, Deutschland und das westliche Europa, und zu den Häfen dieser Länder war von der Westküste aus der nächste Weg. Während die Industrie noch nicht über die ersten Anfangsgründe der Entwicklung hinausgekommen war und der Landmann seinen Acker noch nach alter Väter Weise bearbeitete, hatten Handel und Schiffahrt sich zu einer bisher unbekannten Blüte aufgeschwungen und brachten von den Ländern des Westens viel Gold nach Hause, weniger durch die dürftige Handelsbilanz von Export und Import, die stets mit einem minus schloß, als durch die Fracht, die von einem Hafen der Welt nach dem andern gebracht wurde; hier lag das Geheimnis des plus, das die größeren Ausgaben deckte und in den Händen einzelner ein bedeutendes Vermögen anhäufte.

Schon von der Zeit an, da die westlichen Städte Stapelfreiheit erhielten, nämlich im Jahre 1765, sah man dort eine Art Kaufmanns-Aristokratie erblühen, die mit jedem Jahre an Macht und Ansehen zunahm. Dem Reichtum aber folgte Übermut, der Macht ein Eifern um

den Vorrang, daher man auch hier wenigstens etwas von den innern und äußern Kämpfen sehen konnte, welche gegen Ende des Mittelalters die reichen italienischen Städte in ihrem Grunde erschütterten. In jeder Stadt fanden sich Patrizier, denen das Geld einen mächtigen Einfluß gab, und Plebejer, die neidisch zu den Patriziern hinaufsahen, sie schmähten und lästerten und ihnen entgegenarbeiteten, wo sie nur konnten, da sie der Ansicht waren, daß sie von denselben überall unterdrückt und zurückgesetzt würden. Aber während so in jeder einzelnen Stadt das heimliche Feuer innerer Zwietracht glühte, lagen zu gleicher Zeit auch wieder alle Städte untereinander in Kampf und Streit, und kam es hier auch nicht wie in Italien zu offener Fehde und zu blutigen Schlachten, so fehlte es doch jedenfalls nicht an mancherlei diplomatischen Intriguen, wechselseitigen Übergriffen, höhnischen Herausforderungen, Prügeleien und manchem Strauß auf den strittigen Handelsgebieten der rivalisierenden Städte. Und um die Ähnlichkeit vollkommen zu machen, fehlten auch nicht einmal die zwischen den italienischen Geldfürsten so berüchtigten Familienfeindschaften, teils zwischen den mächtigsten Familien und ihren Anhängern in jeder einzelnen Stadt, teils zwischen den Magnaten der verschiedenen Städte untereinander.

Wegen der steten Verbindung mit Stockholm stand die Bildung jener Zeit in jenen westfinnischen Kleinstädten ungefähr auf demselben Niveau wie an andern Orten des Landes, was freilich nicht viel bedeutete. Oft unterschied sich der reichste und angesehenste Mann von der Masse des Volkes, dessen barbarische Dialekte selbst in den vornehmsten Häusern gesprochen wurden, nur durch den Firnis einer äußeren Politur. Dagegen hatte der große Gewinn

des Handels, der Unternehmungsgeist, das ewige Rivalisieren und eifersüchtige Wetteifern um den höchsten Rang eine bewundernswerte praktische Tüchtigkeit, energische Charaktere und eine Menge lokaler Eigentümlichkeiten hervorgerufen, die hie und da geradezu in lächerliche Originale ausarteten. Sara Wacklins „Hundert Erinnerungen aus Ostbotten" haben uns einige Züge aus dieser kleinen Welt bizarrer Eigentümlichkeiten aufbewahrt. Ein Maurus Jókai oder ein Bret Harte würden da unerschöpfliche Quellen entdeckt haben.

In einer dieser rührigen und kühnen, reichen und durch steten Neid und nimmer endende Zwietracht zerrissenen kleinen Städte war die Bevölkerung schon lange zwischen den beiden mächtigsten Handelshäusern, die wir Halm und Graberg nennen wollen, geteilt. Beide zeichneten sich durch Tüchtigkeit und Kühnheit aus, beider Reichtum schrieb sich aus der Zeit her, da Gustav IV. Adolf noch minderjährig und das Land unter Vormündern war — eine Zeit, die ebenso vorteilhaft für den Handel wie wenig ehrenvoll für die Politik war. Aber während das Haus Graberg seine gewinnbringende Thätigkeit immer mehr ausdehnte, hatte das Haus Halm unter den vielen, großen Umwälzungen der napoleonischen Zeit manchen Wechsel erlebt. Das Kontinentalsystem, welches die kühnsten Spekulationen nach englischen Häfen mit raschem Gewinn lohnte, wenn man so glücklich war, den französischen, zu andrer Zeit auch den russischen Kreuzern zu entgehen, stürzte eben so oft die Spekulanten ins Verderben, die sich im Vertrauen auf das falsche Glück zu ungelegener Zeit hinausgewagt hatten und es ansehen mußten, wie ihre kostbare Ladung ein Raub des unerbittlichen Feindes wurde. Die Firma Halm sah sich aus diesem Grunde

rasch ruiniert und am Rande eines Konkurses, während die Schiffe der Firma Graberg glücklich den Hafen erreichten. Einige Jahre später wandte sich das Glück, und jetzt hatte die Firma Graberg bedeutende Verluste erlitten, während die Firma Halm sich durch neue und kühne Spekulationen rasch zu ihrem alten Reichtum aufschwang.

Diese Umwälzungen hatten die kleine Stadt tief bewegt und erschüttert. Von den beiden mächtigen Häusern hatte jedes seine Klienten und Anhänger, die von seiner Gnade abhingen — nicht nur Scharen von Seefahrenden, Zimmermeistern, Schmieden und allen möglichen Arbeitern mit ihren Familien, sondern auch eine lange Reihe kleinerer Handwerker, Bauern u. s. w., die in den Büchern dieser reichen Häuser aufgeführt waren oder denselben ihre Ersparnisse anvertraut hatten. Als das Haus Halm seinem Untergang nahe war, wurden alle Anhänger desselben, sofern sie sich nicht dem Hause Graberg unterwarfen, von den Kreditoren unbarmherzig streng verfolgt, und als sich das Haus Halm wieder erhob, während die Macht des Hauses Graberg abnahm, rächte sich die eben erst geschlagene, nun wieder siegreiche Halmsche Partei mit eben so unerbittlicher Strenge an ihren Widersachern. Höhere allgemeine Interessen waren in der kleinen Stadt fast unbekannt; natürlich, man studierte die politischen Begebenheiten der Zeit in den magern Notizen, welche die Zeitungen Abos oder die „Stockholmer Post" nach Verlauf einiger Monate mitzuteilen belieben, aber man legte denselben keinen besondern Wert bei, es sei denn, daß sie die Handelsinteressen berührten, oder zur Unterhaltung der alten Herren beim Glase Grog dienten. Wenn man dann noch weiter erwägt, daß die Kunst jener Zeit sich zum größten Teil auf schlechte russische oder deutsche Holzschnitte

beschränkte und die Litteratur nur sentimentale Räuberromane lieferte, die hie und da von Franzén und Choräus aufgefrischt wurden, höchstens etwa noch die Frithjofs-Sage und Walter Scott gelesen wurden, dann begreift man's, daß trotz aller besseren und wärmeren Gefühle im einzelnen Geld und wieder Geld doch die eigentliche tonangebende und alles bestimmende Macht in einem Gemeinschaftsleben bildete, das den tieferen Strömungen der Kultur jener Zeit so fern lag.

Etwas vor der Zeit, zu welcher diese Erzählung vor sich geht, war eine Art Waffenstillstand zwischen den beiden rivalisierenden Großmächten Graberg und Halm eingetreten; ob nun deshalb, weil die beiden Häuser ungefähr gleich stark waren, oder weil die alten Chefs der beiden Firmen ungefähr zu gleicher Zeit dieses irdische Leben mit all seinen Comptoirbüchern, Wechseln, Kursen und Saldi mit einer höheren Buchführung vertauscht hatten, wo das Debet und Kredit nach einem andern Kurs berechnet wird, genug, es schien der Friede gesichert zu sein. Die Söhne, welche ihrer Väter Reichtümer und Ehren in Besitz genommen, hatten weniger persönlichen Groll auf den Debetblättern in dem Kontobuch ihrer Widersacher aufzuführen. Sie waren sogar miteinander verwandt geworden, da ein Graberg und ein Halm sich mit zwei Schwestern vermählt hatten und in jener anständigen und höflich freundschaftlichen Weise miteinander verkehrten, die zwischen soliden Geschäftsmännern einer und derselben Stadt Brauch und Sitte ist, und die keinen hindert, seinem geehrten Freunde alle möglichen Schiffbrüche und Konkurse zu wünschen, und zwar gerade in demselben Augenblick, in welchem man den Hut vor ihm zieht und ihm einen guten Morgen zuruft. Die beiden Firmen hatten weder für ihren in- noch für

ihren ausländischen Handel die Konkurrenz fahren lassen, die Zeit der Associationen war in Finnland noch nicht angebrochen und es fiel daher niemandem ein, daß zwei mächtige Häuser durch einen gemeinsamen Bund, den man in der Geschäftssprache Kompanie nennt, doppelt mächtig werden könnten. Die neue Freundschaft hinderte daher die beiden neuen Rivalen durchaus nicht, sehr genau auf die Bewegungen des andern zu achten und seine schwachen Seiten eifrig zu erkundschaften, nicht nur sofern dieselbe im geschäftlichen, sondern auch sofern sie, wie es ja übrigens sehr menschlich ist, im privaten und Familienleben sich offenbaren. Ein Geschäftsmann darf nichts übersehen, was seine Aktien heben und die des andern herabdrücken kann, und wie oft sind nicht großartige Spekulationen auf einem zufällig entdeckten Familiengeheimnis erbaut, oder auf einer unbedeutenden, vor vielen Jahren begangenen Dummheit, einer Schwachheit Leibes oder der Seelen, um nicht von der glücklichen Entdeckung eines unschuldigen Vergehens zu reden, das vor einem Richtertribunal gar häßlich aussehen kann, wenn ein tüchtiger Jurist sich nur die Mühe giebt, den Pinsel zu führen.

Die kleine Stadt hatte infolge des diplomatischen Waffenstillstands zwischen diesen beiden Großmächten fast zehn Jahre einen beneidenswerten und lange unbekannten Frieden genossen, als eine unerwartete Begebenheit in die noch nicht genügend versicherten brennbaren Stoffe der Stadt eine neue Brandfackel zu werfen drohte.

Konsul Hans Hermann Halm, Chef des Hauses Halm & Comp., erhielt nämlich ganz unerwartet durch die Gnade Seiner königlichen Majestät Namen, Ehren und Würden eines Kommerzienrates. Weshalb das geschehen war, blieb ein Geheimnis, um so mehr, als seit den Tagen

Gustavs III. keiner der hochgeehrten Bürger jener Stadt eines so hohen Ehrentitels gewürdigt worden war; damals war einem Graberg, dem Großvater des gegenwärtigen Chefs dieser Firma eine solche königliche Auszeichnung erwiesen worden, weil er im Kriege von 1789 vier Transportschiffe zum Dienst der Krone ausgerüstet hatte. Die Anhänger der Firma Halm fanden es natürlich ganz berechtigt und gewissermaßen selbstverständlich, daß, da seiner Zeit ein Graberg Kommerzienrat gewesen war, nun ein Halm es werden mußte, damit die Ehren und Würden unter die beiden Großmächte gerecht verteilt würden und keine derselben zu viel vor der andern voraus habe. Die Anhänger der Firma Graberg dagegen fanden es lächerlich, um nicht zu sagen, unverschämt, daß ein Halm, ein einfacher dänischer Vizekonsul, dessen ganze politische Bedeutung sich darauf beschränkte, daß er alle fünf, sechs Jahre einem schiffbrüchigen Matrosen einen Konsulatpaß ausfertigte und ihm Geld zur Reise nach Kopenhagen lieh, in dieser Ehrenfrage den Vorzug vor einem englischen — denkt nur, einem englischen — Vicekonsul wie Graberg haben sollte, denn dieser stand ja nicht nur im selben Verhältnis zu Halm, wie England zu Dänemark, sondern war auch im Besitz eines so hervorragenden politischen Einflusses, daß er alle Jahre mit den Lloyds in London korrespondierte, und um dieser wichtigen Korrespondenz willen einen früheren Schiffer als Assistent für sein Comptoir engagiert hatte. Die Partei Graberg war davon überzeugt, daß, wenn Graberg oder seine Freunde auch nur das geringste Wort hätten fallen lassen, als der Generalgouverneur Zakrewsky die Stadt auf seiner Durchreise passierte und huldvollst bei Graberg zu Mittag speiste, das Kommerzienrat-Patent schon lange dahin und nirgends

anderswohin gekommen wäre. Dazu aber war Graberg sowohl zu bescheiden wie zu stolz gewesen. Halm und seine Freunde waren es um so weniger gewesen. Man kannte wohl ihre Schleichwege, man wußte, daß Halm auf dem Galgenberg mit zwei Kanonen hatte salutieren lassen, als der neue Generalgouverneur, Zakrewskys Nachfolger, bei seiner Durchreise im Sommer die Stadt berührte; man wußte, daß Halm durch seine Verbindungen in Oporto dem Landeshauptmann einen Portwein verschafft hatte, wie ihn sonst nur die Lippen eines englischen Lords schmecken, — und das, obgleich Graberg, nicht Halm, englischer Konsul dort war! Bedurfte es eines weiteren Beweises? Halm war ein Glücksjäger, ein Intriguant, um nicht zu sagen, ein Landesverräter! Es würde schon offenbar werden, daß Hochmut vor dem Fall komme, und der Tag werde anbrechen, an dem dieser lächerliche Kommerzienrat sein neues Patent als bestes Wertpapier unter seinen activis anführen werde, wenn's zum Konkurs mit ihm gehe.

War in dieser Titelfrage etwas lächerlich, so war's einerseits das unbegreifliche Gewicht, welches die Gegenpartei darauf legte, und andrerseits der unverhohlene Schmerz, mit dem gerade der also zu Ehren gekommene und beneidenswerte Mann diese seine neue Würde annahm. Es ist sehr traurig, von einem loyalen Unterthanen derartiges sagen zu müssen, aber es verhielt sich wirklich so, daß Hans Hermann Halm sein Patent auf die Erde warf und erbittert darauf trat. Wie war das möglich? fragt der Leser verwundert. Ja, sag's mir! Es klingt unglaublich, aber es war so. Das Patent kostete an Einlösungsgebühren, Stempel, Sporteln, Abgaben an das Armen- und Arbeitshaus u. s. w. u. s. w. nach da-

maligem Gelde über 900 Rubel, und Hans Hermann Halm wußte den Wert des Geldes zu schätzen. Um die Hälfte dieser Summe würde er seinen neuen Titel verkauft haben, wenn jemand es ihm hätte geben wollen. Was brachte der Titel ihm ein? Nichts, höchstens das Vergnügen, Graberg ärgern zu können. Und wozu diese Würde? Konnte er als Kommerzienrat den Kurs an der Hamburger Börse um einen einzigen Schilling erhöhen oder fallen lassen? Nein, was Hans Hermann Halm haben wollte, war Gold, Gold und wieder Gold, und nichts anderes als Gold. Das war nun einmal nicht anders, es lag im Blut. Das war eine Familienerbschaft.

Unglückliche Erbschaft! Lieber allen Flitter auf dem Markt der Eitelkeiten, als dieses unglückselige, dieses dämonische Gold, Gold, Gold!

---

2. Die Firma Lars Graberg.

Ich möchte das für ein Geschäft halten.

An einem kalten Dezembertage saß Konsul Lars Graberg — er, der nicht Kommerzienrat geworden war — in seinem Comptoir. Dasselbe lag neben dem Saal, vor der Schlafkammer, hatte einen besonderen Ausgang nach dem Vorzimmer, das nicht heizbar war, und sah im übrigen kaum wie das tägliche Arbeitszimmer eines reichen Kaufmanns in unsern Tagen aus. Ein Schreibtisch, ein Pult, ein Sopha, einige mit Leder überzogene Stühle, ein Schrank für die Rechnungsbücher und an der Wand ein Comptoirkalender mit den gewöhnlichen Kreuzen über die verflossenen Wochen, die Kasse im Schreibtisch der Schlaf-

kammer; kein Luxus, keine kratzende Feder, die von zerstreuten Comptoiristen mit bleicher Gesichtsfarbe und starren Augen geführt wurde. In dieser Werkstatt, in welcher der Kurs der Schiffe über das Meer dekretiert wurde, von wo aus die Post reichlich mit Briefen und Paketen versorgt, und Hunderte von Arbeitern in Bewegung gesetzt wurden, befand sich kein anderer Werkmeister als der Chef und eine schwarze Katze, die ihr Leben so behaglich wie möglich auf dem gepolsterten Sopha verbrachte.

Der gegenwärtige Chef des Hauses Graberg war ein ungefähr fünfzigjähriger Witwer, mit dunklem Haar, glatt rasiertem, bleichem Gesicht, und etwas korpulent; sein blauer Comptoiranzug war sorgfältig gebürstet, die Halsbinde schwarz und die Vatermörder weiß und steif. Er hatte einen Sohn, drei Buchhalter und ebenso viele Laufburschen außer dem gewöhnlichen Dienstpersonal, aber keiner derselben ward eines Sitzes im Comptoir gewürdigt; nur am Vormittag, wenn die Bauern in Empfang genommen wurden, durfte der älteste Buchhalter zugegen sein, um die Rechnungen auszuschreiben. Die ganze Post, mit Ausnahme der englischen, französischen, spanischen und italienischen wurde vom Chef selber besorgt.

Er hatte gerade einen eben angekommenen Brief gelesen und zur Feder gegriffen, um zu antworten, schien aber in Zweifel zu sein, was er schreiben solle. Es lag wie eine Wolke über seiner Stirn. Die Unterlippe schob sich bedenklich über die Oberlippe hinaus.

Der Herbststurm heulte gegen die Fenster. Die Wanduhr im Saal schlug elf. Ehe der letzte Schlag noch verklungen war, trat ein alter etwa siebzigjähriger Mann ins Comptoir hinein. Er war klein und hager, äußerst sorgfältig gekleidet in einen blauen Anzug und mit weißer Hals-

binde, lebhaft und aufmerksam wie ein Jüngling, mit klugen, stets umherspähenden grauen Augen und in seinem ganzen Wesen vorsichtig und wachsam wie ein Vogel. Er zog seinen dünnen Überzieher aus, hängte ihn an einen Haken neben der Thür, strich mit seinem Rockärmel über den feinen schwarzen Cylinderhut und schien dann die Befehle seines Chefs zu erwarten.

„Guten Morgen, Edvardson!“ sagte Konsul Graberg in gleichgültigem Ton, ohne sich umzuwenden.

Kauffahrteikapitän Edvardson, Grabergs Assistent in der ausländischen Korrespondenz nahm an einer Ecke des Schreibtisches Platz und fragte: „Neues vom Neptun?“

„Nein, vom Jupiter. Havarie an der jütischen Küste!“

„Große?“

„Vermutlich.“

„Wieder flott, hoffe ich?“

„Flott. Masten gekappt, Deckslast über Bord.“

„Hm . . . Nicht versichert!“

„Das ist mein Princip. Sechs Schiffe bezahlen das siebente.“

„Man repariert in Bremen?“

„Vielleicht . . . . Ich habe einen Brief von meinem Sohn gehabt. Er will seine Studien in Helsingfors abbrechen und sich dem Handel widmen.“

Der Kapitän knipste mit den Fingern. — „Nun denk mal! Das nenn' ich Glück. Wiegt wahrhaftig Jupiters Havarie auf. Lars Roderik ist am Ende doch ein ganz vernünftiger junger Mann.“

„Sag' lieber, ein ganz verrückter Mensch. Nachdem ich mich schließlich in seine Leidenschaft für die Bücher gefunden hatte, hätte er auch Magister werden können. Das hätte nicht mehr gekostet und Kenntnisse sind immer nützlich.

Ich weiß, was es heißt, wenn man noch auf seinen alten Tagen Geographie lernen muß."

„Sag's nicht! Bruder Graberg hat reellere Kenntnisse als mancher Magister. Die Wissenschaft verdreht den jungen Herren die Köpfe. Ein Kaufmann Magister! Haben wir Lateinisch nötig gehabt, wie?"

„Nein, aber die Wissenschaft giebt Ansehen. Die Schale wirft man über Bord, den Kern behält man. Edvardson ... wir sind ja alte Freunde. Kann ich mich auf Bruder verlassen?"

Der Kapitän strich über seinen Hut und fragte: „Steh' ich im Ruf, ein Schwätzer zu sein?"

„Edvardson ... der Bursche ist toll. Der Handel ist nur ein Vorwand. Er will seine Studien unterbrechen, weil er in Lisu Halm verliebt ist."

„In des Kommerzienrats Nichte!" sagte der Kapitän mit satirischem Nachdruck auf das erste Wort.

Konsul Graberg schwieg.

Der Kapitän schlug mit dem Lineal auf den Tisch. „Knabenstreiche! Heute Lisu, morgen eine andre!"

„Glaub's nicht. Man sagt, Eigensinn sei eine Erbsünde. Hätte ich dem Burschen nicht erlaubt, zu studieren, so wäre er nach Schweden durchgegangen. Geb' ich ihm Lisu nicht, läuft er mit ihr nach Rußland. Edvardson, Du bist ein kluger Kerl ... was soll ich ihm antworten?"

„Lisu Halm Kredit: ein praktisches, tüchtiges und häusliches Mädchen.

Debet: Pietistin.

Kredit: Mit Ausnahme eines Jahres in Stockholm zum Handel erzogen. Backt Schiffsbrot. Reist mit ihrer Mutter zu Markt. Kauft Talg und Flachs auf. Kann einen Bücherwurm in einen Kaufmann verwandeln.

Debet: Hans Halms Nichte.

Kredit: Einziges Kind. Erbt wenigstens 200 000.

Debet: Hans Halms Nichte.

Kredit: Ist mit den Geschäften des Hauses ganz vertraut. Steht sich mit den Theerbauern gut. Kann die Hälfte von Halm & Comp.'s Kunden zum Hause Graberg hinüberziehen.

Debet: Hans Halms Nichte."

Der Kapitän nahm die Papierscheere, schnitt ein grinsendes Gesicht und sagte: „Ich wüßte nichts, was Hans Halm mehr ärgern würde."

„Glaubt Bruder?"

„Und übrigens, falls Lars Roderik nur nach Hause kommt, findet er den Vogel ausgeflogen und das Nest leer. Frau Margarete Halm ist heute morgen mit ihrer Tochter Lisu nach dem Tammerforser Markt gereist."

„Vermutlich, um für ihre eigene und ihres Schwagers Rechnung Flachs aufzukaufen?"

„Sehr wahrscheinlich. Die Konjunkturen sind gut."

„Sind nicht schlecht. Ich sandte Pellavoinen schon gestern hin, er hat eines Tages Vorsprung," sagte der Konsul mit einem Lächeln, das sagen sollte, er habe einen Konkurrenten überlistet.

Der Kapitän schwieg einige Augenblicke, nahm wie in Gedanken einen unbeschriebenen Bogen Papier und zerschnitt ihn langsam in zwei Teile. — „Das geht nach Noten," brummte er für sich hin. „Ist es sicher, daß Lisu Lars Roderik ihr Ja giebt?"

„Als sie sechs Jahre alt war, kratzte sie ihn ins Gesicht; als sie zehn Jahre alt war, schlug sie ihn mit der Elle an den Kopf. Als sie zwölf Jahre alt war, ließ sie sich im Witwenspiel von ihm fangen, und als sie vierzehn

Jahre alt war, mußte ich um ihretwillen den Knaben aus dem Hause schicken. Nun ist sie achtzehn und nimmt ihn."

„Gut. Wie ich nun dieses Papier zerschneide, so soll die Firma Graberg die Firma Halm zerschneiden und das beste Teil für sich behalten. Laß den Burschen nach Hause kommen und sich verheiraten."

„Edvardson, ich bin ein guter Christ. Man soll mir nicht nachsagen, daß ich nach fremdem Gut trachte. Gott sei Dank, bedarf ich dessen nicht. Was frag ich nach Hans Halm und seinem neuen Titel? Ich bin trotzdem ein braver Kerl. Bruder sieht die Sache in anderm Licht an, weil Bruder gegen die Firma Halm einen alten Groll nährt."

„Und wenn's so wäre," fuhr der Kapitän fort und schlug mit der Scheere kräftig gegen den Tisch, „wenn ich wie eine Mauer vor der Firma Graberg stünde, hätte ich nicht Grund dazu? Die eine Firma nimmt mir in Gegenwart der ganzen Besatzung das Kommando, prozessiert mit mir über Havarie und Rechnungen, bringt mich fast an den Bettelstab und chikaniert mich vor dem Gericht. Die andere birgt mich wie eine Planke auf der See, macht mich zum Befehlshaber eines doppelt so großen Schiffes und erweist mir die Ehre, daß ich im Comptoir einen Platz einnehmen darf, da ich zu alt geworden bin, um zur See zu fahren. Warum sollte ich denn nicht für das Haus Graberg Geschäfte machen und in seinem Interesse ein guter Christ sein? Mein Rat also, wenn Bruder ihn hören will, ist der, daß Lars Roderik als Compagnon in die Firma aufgenommen wird und sich je eher je lieber mit Lisu Halm verheiratet."

„Ich will's mir überlegen."

„Das steht Bruder frei, aber bedenk es auch, daß

Hans Halms ältester Sohn John im Frühjahr von England nach Hause zurückkehrt. Er wird ein gefährlicher Konkurrent werden. Der Vater sieht eine Partie mit Lisu und ihm als selbstverständlich an."

„Lisus Mutter, meine Schwägerin Margarete Halm, dürfte derselben Ansicht sein. Nein, das geht nicht an, Edvardson!"

„Die alte Frau Margarete ist eine herumziehende Marktboutique. Biete über, so erteilt sie Dir den Zuschlag."

„Geht nicht, sage ich. Hans Halms Nichte und eine Pietistin! Nein, geht nicht."

Der Kapitän biß in die Papierscheere hinein, als wär's Kautabak, machte ein Auge zu und sagte: „Es findet sich auf der Kredit-Seite ein Posten, den Bruder übersehen hat und der doch alle andern aufwiegen dürfte. Sten Halm . . ."

„Was? Der alte Wucherer!"

„Gerade der elende Wucherer mit seiner Million auf dem Boden seiner Geldkiste. Er, der in der Welt umherschwärmte und nun seit zwanzig Jahren wie ein Maulwurf in Storkyro lebt."

„Man erzählt sich wunderliche Geschichten von ihm. Es heißt, der Kerl sei nicht recht klug."

„Millionen sammeln und nicht recht klug sein! Was sind wir denn, Bruder Graberg? Bruder weiß vermutlich nicht, daß Lisu im Winter zwei volle Monate bei dem alten Juden ausgehalten hat. Er ist unverheiratet und in meinem Alter. Alles, was er besitzt, hat er selber erworben, so daß er darüber disponieren kann, wie er will. Es ist daher klar wie der Tag, daß Lisu einzige Erbin sein wird."

„Hm . . . eine Million.“

„Wenigstens. Merke also: hier diese Summe plus, dort dieselbe Summe minus. Ich sollte meinen, das wäre ein nicht zu verachtendes Geschäft.“

„Bruder hat so unrecht nicht.“

„Was die wunderlichen Geschichten angeht, so ist das etwas, was nur die Familie betrifft. Hans Halm ist jetzt Kommerzienrat. Ob sein ältester Bruder Sten . . . ja, was soll ich sagen? . . . ein leichtsinniger Mensch gewesen . . . ob in der Familie nicht alles so ist, wie es sein müßte . . . was Lisu nicht angeht . . .“

„Edvardson . . . wir müssen uns zuverlässige Nachrichten zu verschaffen suchen. Ich bin ein guter Christ, und will keinen Verdruß bereiten, aber wir müssen wissen, was hinter diesen Geschichten steckt. Meine Mutter erzählte mir seiner Zeit, daß der alte Hans Christopher Halm, der Vater, Geister gesehen hat. Verschaffe mir Gewißheit, so streichen wir die eine Schuld von tausend Reichsthalern durch.“

„Und die andere im selben Betrage geht denselben Weg, wenn Lisu Halm Frau Graberg wird.“

„Nein, warte ein wenig, Bruder Edvardson! Die andere Schuld fällt hin, wenn Frau Lisu Graberg die Erbschaft Sten Halms antritt.“

„Gut. Und Lars Roderik kommt zurück . . .“

„Um mein Compagnon zu werden.“

„Hat Bruder noch mehr zu befehlen?“

„Nein. Lebe wohl, Edvardson. Viel Glück.“

„Lebe wohl.“

3. Bei der Räuberhöhle.

Nur sechzehn Mann schlagen ihn weg, nicht weniger.

Wer schon auf der gewöhnlichen Landstraße nördlich von Tavasthaus gefahren, und nicht links nach Tammerfors abgegangen ist, wird sich ohne Zweifel der großen, öden Heide erinnern, die über einen bedeutenden Teil von Orihvesi und Ruovesi gleichsam eine feste Mauer von Sand und Felsen zwischen den großen, weit verzweigten Seen Näsijärvi, Ruorehvesi und Längälmenvesi bildet. Die umliegende Gegend ist romantisch oder wild, wenn man's so nennen will; gewaltige Bergeshöhen umgeben die Ufer der Seen, während dunkle, von der Axt nur wenig berührte Tannenwälder ihre Schatten in den stillen Wassern wiederspiegeln. Wie gewöhnlich führt der uralte Weg bis in die jüngste Zeit hinein alle Felsenspitzen hinauf und durch alle Thäler und Schluchten hindurch, weshalb jene Gegend von den Reisenden immer als eine schwierig und gefährlich zu passierende angesehen worden ist. Erst in unsern Tagen hat man, da man vielen armen, hungernden Menschen Arbeit verschaffen wollte, einen sehr vernünftigen Gedanken ausgeführt und den Weg um die passierbarsten Berge in Ruovesi gelegt oder gar die letzteren durchgraben. Ganz gewiß werden gefühlvolle Reisende dadurch manche schöne Aussicht verlieren, aber freilich reist man auch um so viel sicherer und bequemer.

Durch die eigentliche Heide, die eine kleine halbe Meile nördlich von der Orihvesier Kirche beginnt und noch weiter nach Norden auf einer Strecke von ungefähr drei schwedischen Meilen von der Landstraße durchschnitten wird, zieht sich ein wilder Bergrücken, wo der Weg gerade

nördlich von dem einsam gelegenen Wirtshause Kallenautio mitten durch die Heide über den berüchtigten „Pahawirsta" geht.

Im übrigen wird dieselbe nur ausnahmsweise von Hügeln und Bergesschluchten unterbrochen, da sie größtenteils ein flaches und hartes Heideland ist, das bisher allen Versuchen, kultiviert zu werden, getrotzt hat.

Fast mitten auf der Heide und ganz in ihrem Stil findet sich ein merkwürdiger Platz, und selten widerstehen Studenten und fahrende Schüler, die hier im Sommer vorüberziehen, der Versuchung, vom Wagen zu steigen und eine halbe Stunde ihrer kostbaren Zeit zu verlieren. Der Ort ist bekannt unter dem Namen „Ryövärin ruoppi" oder „die Räuberhöhle"; sie liegt rechts vom Wege, wenn man von Süden her kommt, einige Schritt südlich vom zehnten Werststein vom Wirtshause Ruhela. Wer den Ort nicht kennt, fährt leicht an demselben vorüber, ohne etwas anderes zu bemerken als die hohen, dichten Tannenwälder, die den Weg zu beiden Seiten einrahmen; steigt man aber vom Wagen ab, so findet man unmittelbar am Wege, und halb von Tannen umgeben, einen schaurigen Abgrund, der von den Wänden einer Felsenschlucht und den über dieselbe herabhängenden Zweigen so sehr überschattet ist, daß es drunten im Grunde der Höhle ganz finster ist und selbst an den heißesten Sommertagen erquickend kühl. Hier, so erzählt die Tradition, haben die Räuber ihren Aufenthaltsort gehabt und den Reisenden aufgelauert; mancher, der seine Waren zum Markt bringen wollte, hat hier alles den Räubern lassen müssen, während andere, die mit voller Börse vom Markt zurückkehrten, ihres Geldes beraubt wurden, und oft sah die braune Heide wohl dort am Rande des Weges unschuldig ver-

gossenes Blut. Die Räuber konnten sich ja, sicher vor Verfolgungen, in die tiefen Schluchten und Thäler zurückziehn, die sich von „Ruövärin ruoppi“ weit in den großen Wald erstrecken.

Eines Abends, es war in der ersten Hälfte des Dezember im Jahre 182 — raste ein furchtbarer Schneesturm in dieser Gegend. Der Winter hatte sich früh eingefunden, so daß man schon im November die herrlichste Schlittenbahn hatte. Eines solchen Schneetreibens aber, wie es jetzt war, und gar um diese Jahreszeit, erinnerten sich nur wenige, und es ist in den Chroniken des Landes angeführt, daß der Tammerforser Markt, der gerade in die Zeit hineinfiel, dadurch großen Abbruch erlitt, nicht zu reden von all den Beschwerden, welche diejenigen über sich ergehen lassen mußten, die von nah und fern zum Markte zogen.

Bei diesem Kampf der Elemente war die gewaltige Heide furchtbar wild. Der Sturm heulte in den hohen Föhren; wirbelnde Schneewolken hüllten ihre dunkeln Kronen in einen weißflatternden Flor. Hie und da hörte man ein Krachen, das auch das Heulen des Schneesturms übertönte; das war einer von den Riesen des Waldes, der vielleicht vor vielen Sommern vom Waldbrand versengt war, und dessen zwei- oder dreihundertjähriger, halbverkohlter Stamm nun plötzlich vor der Gewalt des Sturmes zerbrach. Und zwischen diesem Krachen, bald nah, bald fern, und mitten in dieser unübersehbaren Wüste, wo die Elemente ungezähmt raseten und, so schien es, kein lebendes Wesen bei sich dulden wollten, hörte man dann und wann ein Schreien, wie wenn Kinder in großer Not um Hilfe rufen. Das war der Wolf, der überrascht von dem frühen Winter, heulend umherschwärmte,

um einen verlaufenen Hund auf der Landstraße zu erhaschen oder möglicherweise in den Dörfern des ebenen Landes eine fettere Beute zu finden.

Der Weg durch die Heide war bald ganz verschneit und fast unfahrbar, und als nun auch noch das Dunkel des Weihnachtsmonats, das durch das Schneetreiben noch vermehrt ward, dem kurzen Tag schnell ein Ende machte, wurde die Gegend um die Räuberhöhle in der That so abschreckend, daß es keiner Traditionen von Raub und Mord bedurfte, um furchtsame Wanderer abzuschrecken, diese Straße zu ziehen.

Um so mehr mußte es daher überraschen, daß man noch spät am Abend und bei solch grimmigem Schneewetter von Norden her den Klang von Schellen sich dieser berüchtigten Gegend nähern hörte. Es war nicht der rasche, muntre Ton, der so lustig an einem kalten und mondhellen Winterabend durch die frostklare Luft ertönt; vielmehr konnte man aus den langsamen und melancholischen Tönen der Schellen, die oft unterbrochen wurden und hie und da ganz zu verstummen schienen, schließen, daß der Schlitten sich nur mühsam, holperig und schwerfällig vorwärts bewegte, und diese Vermutung hatte auch wegen des Zustandes, in welchem sich die Wege während des Schneesturmes befanden, sehr viel Wahrscheinliches für sich.

Der Schellenklang näherte sich indessen mehr und mehr, und ein herumschleichender Wolf — denn andere Zuschauer gab es augenblicklich nicht bei der Räuberhöhle — würde allmählich die Umrisse eines sogenannten Kojureki haben entdecken können, d. h. eines mit Bastmatten bedeckten Schlittens, so wie sie in dem nördlichen Teil des Landes gebraucht werden. Dieses Fahrzeug, dessen Mangel an Schönheit durch seine Größe und Bequemlich-

keit genügend ersetzt ward, bahnte sich durch die hohen Schneeschanzen mühsam den Weg. Es wurde von einem einzigen Pferd gezogen und von einem Kutscher geführt, der neben dem Schlitten herging und bis zu den Armen hinauf im Schnee watete. Dann und wann mußte das Pferd stehen bleiben, so müde war es, und in solchem Fall unterließ der Kutscher es nicht, mit seinen breiten Schultern den Schlitten aus dem Schnee empor zu heben. Dann ging's vorwärts, aber nur etwa fünfzig bis hundert Schritte weiter, und wieder versank er in noch tieferen Schnee und mußte mit noch größerer Anstrengung wieder in Bewegung gesetzt werden. Man mußte es anerkennen, daß der Kutscher sich eben so wenig wie das Pferd schonte, während ein kleiner Bursche, in einen Schafspelz gehüllt, auf dem Kutschersitz zusammengekauert saß. So ging es mit finnischer Zähigkeit, die hier allerdings nötig war, wenn man nicht eine lange Winternacht in dem Schnee der unwirtlichen Heide bleiben wollte, eine Stunde vorwärts.

Da, wo die Reisenden sich nun befanden, hatten sie das Wirtshaus Ruhala eine Meile hinter sich und die nächste Station Kallenautio eben so weit vor sich. Die Aussicht, ein schirmendes Obdach in dem immer schrecklicher werdenden Wetter zu finden, war um so geringer, als in der öden Gegend nicht die geringste Hütte oder irgend eine menschliche Wohnung zu entdecken war. Mit unerschütterlicher Ruhe und einer Resignation, wie sie die Situation erforderte, kämpfte der Kutscher sich weiter, bis ein neues und unüberwindliches Hindernis ihm alle Hoffnung nahm, auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen.

Eine jener riesigen Föhren, die ihre stolze Krone vor dem Sturm hatte beugen müssen, war quer über den

Weg gefallen, und der Schnee hatte dann über den Zweigen und dem Stamm eine so hohe Mauer gemacht, daß man ganz unmöglich vorwärts kommen konnte. Nachdem sich der Kutscher davon überzeugt hatte, daß der Weg an den Seiten der Schneemauer ebenso undurchdringlich war, wie über dieselbe weg, gab er alle weiteren Versuche auf und schlug mit phlegmatischer Ruhe Feuer, um sich seine Pfeife anzuzünden.

Aus dem Innern des Schlittens hörte man nun eine barsche Stimme, die ungeduldig auf finnisch fragte, was das bedeuten solle. Der Mann, der das wichtige Amt eines Kutschers bekleidete und vermutlich der Ansicht war, daß alles Reden vom Übel sei, fuhr fort, mit seinen erfrorenen Fingern Feuer zu schlagen; da aber der Feuerschwamm nicht recht trocken war, mußte die Stimme drinnen ihre Frage wiederholen.

„Isak — warum fährst Du nicht, Mensch?"

Der Fuhrmann hatte nun endlich Feuer gefangen und der Kutscher rauchte mit wahrer Freude einige tüchtige Züge aus der Pfeife, zog dann seine Handschuhe von Hundefell an, ging zur Thür des Schlittens und antwortete ruhig: „Weil der Weg versperrt ist."

„So gieb dem Luder die Peitsche und schlag es vom Wege ab!" fuhr die Stimme im Schlitten fort, offenbar des Glaubens, daß ein Tavastländer mit seinem Wagen den Weg versperrt habe und nicht ausweichen wolle.

„Nur sechzehn Mann schlagen ihn weg, nicht weniger!" antwortete der Kutscher im selben Ton.

Neugierig, was für ein Tavastländer Vieh es sein möchte, kam ein dicker Kopf aus dem Schlitten heraus, der so vorsorglich in eine gewaltige graue Kaputze eingehüllt war, daß man, falls es etwas heller gewesen wäre,

vom Besitzer der Kaputze kaum mehr als eine große rotgefrorene Nase gesehen haben würde. „Ich kann nichts sehen," sagte der dicke Kopf, der die weiße Schneemauer vor dem Schlitten nicht erkennen konnte.

„Glaub's schon," antwortete der Kutscher, noch immer gleich phlegmatisch.

„Dann fahr zu!" sagte die Stimme aus der grauen Kaputze in weniger befehlendem Ton.

Auf diese erneute Aufforderung zu antworten, schien der Kutscher nicht für der Mühe wert zu halten, denn er nahm dem Pferde schweigend das Gebiß ab und gab ihm etwas Brot.

Der dicke Kopf schien sich nicht so leicht beruhigen zu wollen. Er wandte sich zu dem kleinen Burschen auf dem Kutschersitz und fragte weniger barsch, ob er wisse, wie weit es noch bis zum Wirtshause sei.

„Sind halb hin," antwortete der Knabe, während seine Zähne vor Angst und Kälte klapperten.

„Ist hier kein Haus in der Nähe?" fuhr die Stimme immer sanftmütiger fort.

„Wo sollte das wohl stehen?" antwortete der Knabe mit Nachdruck.

„Wo sind wir denn?"

„Bei der Räuberhöhle."

„Albernheit, hier sind keine Räuber. Geh und bitte die Bewohner des Hauses, daß sie uns weiter helfen; Dein Weg soll Dir gut bezahlt werden."

„Was für Menschen würden wir wohl finden!"

Der dicke Kopf kam nun so weit aus dem Schlitten heraus, daß die Hälfte des demselben gehörenden, noch solideren Körpers sichtbar wurde; ein Strom wohlberedter Worte kam über seine Lippen, aber nur der Sturm und

die Föhren schienen sie zu hören. „Räuberhöhle! Das ist unmöglich — haben wir denn nicht Polizei im Lande? Will man uns morden und plündern? Wo wohnt der Lehnsmann? Fahr zu ihm, Isak, kehr augenblicklich um! Es muß doch ein Lehnsmann in der Nähe wohnen. Kehr um, sage ich, nach Ruhala. Paß auf, Kerl, daß Du die Peitsche nicht aus der Hand verlierst und setz Dich nicht auf meine Hutschachtel. Hat man doch so etwas noch niemals auf dem Wege nach Tammerfors gehört! Aber es ist kein gutes Haar an den Tavastländern. Na, Mann, warum kehrst Du nicht um?“

„Wird eben so gut sein, daß sich die Frau zum Schlafen hinlegt,“ antwortete der Kutscher mit einer Ruhe, die einen Stein hätte zur Verzweiflung bringen können. „Hier kommen wir weder rückwärts noch vorwärts.“

Der immer noch zunehmende Schneesturm, der rasch jede Spur des Weges verwehte, die der Schlitten gemacht hatte, schien diese wenig erfreulichen Worte nur zu sehr zu bestätigen, als sich den Reisenden eine ganz unerwartete Aussicht eröffnete, aus ihrer kritischen Situation erlöst zu werden.

---

4. Ein Begegnis.

Wacht auf, Herr! Der Wald ist voll von Räubern!

Was bei den Insassen des gestrandeten Schlittens auf der nördlichen Seite der Schneemauer so unerwartet die Hoffnung wieder belebte, war ein neues Schellenklingeln, das man von Süden her hörte. Nichts Geringeres als ein Wunder schien die Reisenden erretten zu können, und

es war auch fast ein Wunder, zu dieser Zeit, an diesem Ort und in diesem Wetter einem andern Reisenden zu begegnen. Aber trotz seiner mannhaften Stimme wurde der dicke Kopf von neuer Unruhe ergriffen, die sich in einer erneuten Aufforderung an Isak, er möchte doch ja auf seine Peitsche achten, einen Ausdruck gab. „Und höre, Isak, brich mir einen passenden Zweig vom Baume da ab, den will ich aus dem Schlitten heraus halten, als wär's eine Pistole."

Isak brummte zwar vor sich her, Räuber pflegten wohl selten in einem mit Glocken versehenen Schlitten zu fahren, aber er war dem Befehl gehorsam. Während er einen Zweig zurecht schnitt, damit er einigermaßen der Waffe, die er vorstellen sollte, ähnlich sehen möchte, brummte er vor sich hin, die gnädige Frau müsse nun ihre beste Trompete hören lassen, denn dann würde selbst der schlimmste Bandit sie im Finstern nicht von einem Lehnsmann auf Amtsreisen unterscheiden können.

Die Besitzerin des vermummten Kopfes — denn derselbe hatte wirklich eine Besitzerin — schien sich durch die Möglichkeit, so verkannt zu werden, durchaus nicht verletzt zu fühlen, sondern bemerkte gutmütig, daß ihr Geschlecht zu allen Zeiten auf weiblicher Seite am mannhaftesten gewesen sei, und wäre sie nur nicht durch ihren Pelz und die sechs Röcke, die sie angezogen habe, so unbeholfen geworden, so würde sie schon ihren Mann am Kragen fassen, so gut wie ein andrer; das würde nicht das erste Mal sein.

„Ja, das können alle ihre Ladenburschen und Savolaksbauern bezeugen," murmelte Isak von neuem, während er, so gut er konnte, auf einen Schneeberg kletterte, um den Feind zu rekognoscieren. „Er schont seine Mähre

nicht," sagte der Kutscher zu sich selber, als er's zu seinem Erstaunen hörte, wie die Schellen in raschem Galopp durch die hohen Schneeschanzen fuhren.

Es währte auch nicht lange, bis ein kleiner, leichter, von zwei Pferden gezogener Schlitten sich dem Wall näherte und nicht eher stehen blieb, als bis die Pferde in die vom Schnee bedeckten Zweige des gestürzten Baumes gerieten und sich vergebens loszuarbeiten suchten. Der Fuhrmann, der den zuletzt angekommenen Schlitten fuhr und den verrufenen Ort wohl kannte, aber nicht wußte, woher das plötzliche Hindernis kam, erhob sich plötzlich in seinem Schlitten und betete laut; als er aber den Isak erblickte, der oben auf dem Wall im Schnee zusammengekauert lag, so war es sehr verzeihlich, wenn er aus allen Kräften zu schreien anfing: „Die Räuber! Wacht auf, Herr! der Wald ist voll von Räubern!"

Bei diesem Ruf erhob sich vom Sitz des kleinen Schlittens eine hohe, verschneite und schlaftrunkene Gestalt, suchte einige Sekunden mit der Hand in seinem Pelz und hielt dann einen kleinen schwarzen Gegenstand in die Höhe, der offenbar bessere Dienste thun konnte als der eben abgeschnittene Föhrenzweig, denn einen Augenblick später knallte ein Schuß und eine Kugel sauste so dicht an der Hundefellmütze des braven Isak vorüber, daß er in seinem Schrecken kopfüber vom Schneewall herabpurzelte.

„Na, der hat, was er verdiente!" rief der Schütze rasch. „Nun peitsch die Pferde, peitsch, alter Knabe, daß wir aus diesen verdammten Wurzeln herauskommen. Laß die Halunken noch einmal kommen, so will ich ihnen zeigen, was es heißt, den Weg versperren." Mit diesen Worten nahm er seine zweite Pistole, während er in seiner

Reisetasche nach Pulver und Kugeln suchte, um die erste wieder zu laden.

„Sie haben Isak erschossen!“ hörte man nun eine jüngere weibliche Stimme aus dem verdeckten Schlitten am nördlichen Schneewall rufen, die zugleich von dem lauten Schluchzen des kleinen Burschen treuherzig accompagniert ward. Aber der wohlbekannte verhüllte Kopf schien es für klüger zu halten, einen Mut an den Tag zu legen, den die trompetenähnliche Stimme, welche ihren tiefsten Baß angenommen hatte, nicht Lügen strafte. „Was heißt das, Ihr Schurken!“ rief die tapfere Frau durch den Schneesturm hindurch. „Hütet Euch vor meinen Pistolen, und . . . und . . . schweig stille, Lisu!“ . . . hier hob sich die Stimme . . . „unsre Männer kommen gleich hinter uns her. Simon! Pekka! Jakob! Rasch her, und schießt die Schurken nieder, die anständige Menschen auf der Landstraße überfallen!“

„Was schreien die da vorne? Mir schien, ich hörte jemanden um Hilfe rufen,“ sagte der Schütze auf der südlichen Seite des Walles zu seinem Reisegefährten, dem Fuhrmann.

„Das ist eins von den armen Opfern, das in ihre Hände gefallen ist,“ antwortete dieser. „Hört, nun rufen sie alle ihre Kameraden zusammen, damit die auch uns plündern und morden. Laßt uns umkehren, Herr! Sie gehören zu derselben Räuberbande, die im Herbst vom Lehnsmann und den Bauern auf der Kaivando-Brücke in Kangosala gefangen genommen wurde.“

„Umkehren!“ sagte der Schütze verächtlich. „Hab' ich Zeit, umzukehren? Aber laß uns einen Augenblick warten, dann werden wir schon sehen, was sie wollen.“

Unterdessen hatte Isak sich aus dem Schnee heraus-

gearbeitet und schleppte sich nun, zwar unbeschädigt, aber etwas verblüfft, zu seinem Schlitten zurück, zu großer Freude der erschrockenen Insassen desselben. Ohne auf ihre Fragen zu antworten, versuchte er, den Schlitten umzuwenden, aber das ging nicht.

„Isak, was hast Du vor?“ rief die tapfere Frau mit bedeutend erhöhtem Mut, denn man gewöhnt sich sogar an den Krieg, und die gute Frau mußte Isaks glückliche Heimkehr schon als einen halb gewonnenen Sieg betrachtet haben. „Haben wir Zeit, umzukehren, wenn Pellavoinen schon gestern zum Markt abgereist ist?“

„Wenn ich nur wüßte, daß ihrer nicht mehr als zwei wären,“ antwortete Isak zögernd. „Aber gehören sie zu den Ausreißern von Sveaborg, dann haben sie Pferde gestohlen und es kommen noch mehrere hinter ihnen her.“ — Die Geschichte am Kaivando-Paß, wo eine zahlreiche Bande von Gefangenen, die aus dem Gefängnis von Sveaborg ausgebrochen waren, zwischen ein doppeltes Feuer kam, wo Schüsse abgefeuert wurden und auf beiden Seiten Blut floß, war zu der Zeit im ganzen Lande ruchbar geworden und mag dem Leser den Schlüssel zur Erklärung des gegenseitigen Mißverständnisses an der Räuberhöhle geben.

„Laßt uns etwas warten und thun, als wären unsrer mehrere,“ fuhr der vermummte Kopf fort.

So wartete man beiderseits eine halbe Stunde, da jede der beiden Parteien sich durch den Schneewall geschützt glaubte, der sie vor dem Feinde verbarg und diesem den Weg versperrte. Schließlich aber verlor der Reisende südlich vom Wall die Geduld und entschloß sich — jedoch mit gespannter Pistole — das Terrain zu rekognoscieren, indem er nun seinerseits mit größter Vorsicht den Wall

erkletterte. Zu seiner Verwunderung war der verdeckte Schlitten das einzige Verdächtige, was er bemerken konnte. „Was für Landstreicher Ihr da?" rief er, weniger höflich als aufrichtig, dem Feinde an der nördlichen Seite zu.

„Was seid Ihr selber für ein Landstreicher, daß Ihr Euch untersteht, auf friedliche Reisende, die zum Markt wollen, zu schießen?" antwortete die barsche Stimme aus dem verdeckten Schlitten.

„Sind mir schöne Reisende, die in solchem Wetter zum Markt gehen und eine Schneemauer quer über die Straße bauen!" rief der Mann im Pelz.

„Schämt Euch, besseren Menschen als Ihr selber seid, die Schuld zu geben, wenn eine Föhre über den Weg gefallen ist!" antwortete wieder die Stimme aus dem Schlitten.

„Ich habs eilig!"

„Wir haben auch keine Zeit zu verlieren."

„Ja, so siehts beiderseits aus," sagte der Mann mit den Pistolen in munterm Ton und kletterte an der nördlichen Seite des Walls herab. Aber kaum sah die mannhafte Frau, wie er sich dem Schlitten näherte, als sie ihm auch schon den Föhrenzweig entgegenhielt und drohend rief: „Kommt Ihr einen Schritt näher, Mensch, so knall ich los."

„Was schwatzt Ihr da?" erwiderte der andere lachend und steckte seine Waffen ein. „Ich bin Student, heiße Graberg und komme von Helsingfors. Ist das genug? oder wollt ihr noch mehr wissen?"

„Wa—a—s? Lars Roderik Graberg?"

„Eben derselbe. Und da Sie die Ehre haben, mich zu kennen, darf ich mir vielleicht auch die Ehre erbitten, Ihren Namen zu erfahren, mein Herr. Vielleicht ein Küster, der das Amt eines Vaccinateurs

sucht? Oder ein Beamter der Krone, dessen vermessener Ehrgeiz nach dem Titel eines Assessors strebt? Sollte mir lieb sein, wenn ich Ihnen mit meiner Protektion dienen könnte; ich habe, ohne zu prahlen, in der Büreaukratie meine Verbindungen. Ich habe nun schon seit einiger Zeit sowohl die zarten Blüten wie die reifen Früchte derselben kennen gelernt. Hat mir auch nicht wenig gekostet!"

„Roderik . . . kennst Du mich nicht?"

„Ich sehe Ew. Wohlgeboren zum erstenmal. Oder besser gesagt, ich sehe vor dem infamen Schneesturm nichts. Aber ich höre um so genauer . . . und der Herr ist bestimmt ein Küster!"

„Küster? Schäm Dich doch! Kennst Du Deine eigene leibliche Tante nicht?"

„Ist das Tante selbst! Ach, zum Teufel! Na, willkommen bei der Räuberhöhle! Wie gehts? Was treibt man?"

„Ja, wie solls wohl gehen, wenn man Nachts im Wald und Schnee von seinem eignen Neffen mit Pulver und Blei begrüßt wird?"

„Es fiel ein Mann?" sagte der Student, offenbar beunruhigt, als er an dieses Faktum erinnert ward. „Ich habe doch niemanden verwundet?"

„Nein, glücklicherweise trafst Du nur den Schnee, aber das war nicht Dein Verdienst. Knaben dürften so gefährliche Spielsachen nicht in der Hand haben. Sieh nur zu, wie Du uns nun wieder auf den Weg helfen kannst."

„Und Tante reist mit *einem* Pferd bei vier Personen . . . und Tante könnte wohl dreißig auf die Beine bringen!"

„Pferde kosten Geld."

„Und warum fährt Tante den langen Weg nach Tammerfors? Geht nicht die gewöhnliche Reise nach Kuopio?“

„Weshalb ich nach Tammerfors reise? Solch dumme Frage! Um Flachs zu kaufen. Man muß sich etwas zu verdienen suchen, die Krone verteilt im Winter Leinen. Es war eine schöne Schlittenbahn; ich schickte einige Wagen mit Kaffee und Zucker voraus, weil ich mir sonst einen Wagen zur Heimfahrt hätte mieten müssen. Kaum hatte Pellavoinen das erfahren, als er sich auch schon gestern auf den Weg machte. Aber ich werde ihn schon wieder einholen und ihm den Markt versalzen.“

„Pellavoinen? Habe nicht die Ehre.“

„So? Kennst den größten Flachshändler in Österbotten nicht? Kannst Dich drauf verlassen, daß er von Deinem Vater geschickt ist. Aber Du hast mir noch nicht gesagt, weshalb Du bei einem solchen Wetter fährst und mit zwei Pferden! Nennst Du das vielleicht ökonomisch, mein lieber Freund?“

„Zeit ist Geld. Ich habe die Bücher ad acta gelegt und will Kaufmann werden. Ah, Tantchen, beim nächsten Markt wollen wir uns den Flachs auftreiben. Aber wie gehts Lisu? Ist sie wieder bei ihrem Onkel, dem alten Wucherer? Ich habe gehört, daß er sehr krank ist.“

„Was sagst Du? Ist Schwager Sten sehr krank? Er wird sich ja wohl nicht zuletzt verleiten lassen, sein Eigentum zum Besten irgend einer barmherzigen Stiftung zu testamentieren!“

„Barmherzigkeit soll nicht eben seine stärkste Seite sein,“ sagte der Schwestersohn.

„Roderik, sprich respektvoller von dem Schwager Deiner Tante. Ich hatte die Absicht, ihn auf meiner

Heimfahrt zu besuchen. Aber wenn er nun stürbe . . . Nein, das darf nicht verschoben werden, ich muß notwendig wieder umkehren."

„Und Tante wollte Pellavoinen den ganzen Flachshandel machen lassen?"

„Ja, sag, ist das nicht zum Verzweifeln? Aber wie kann ich Schwager Sten in der Hand wildfremder Menschen lassen? Was soll ich thun? Ein Geschäft von wenigstens tausend Liespfunden! Und doch, wenn ichs mir überlege, daß Schwager Sten . . . na, was er besitzt, geht niemanden etwas an . . . und daß irgend eine scheinheilige Person . . . Ich kehre um. Isak, nimm die beiden Pferde des Herrn . . . spanne sie vor meinen Schlitten . . . und spanne unser Pferd vor den Schlitten des Herrn . . . fahr nach Tammerfors, verkaufe meinen Kaffee und Zucker; und kaufe für das Geld wieder Flachs ein. Du kennst meine Preise, Isak . . . Das höchst mögliche für den Zucker, das wenigst mögliche für den Flachs. Glückt es Dir nicht, Pellavoinen vorbeizufahren, so sei wenigstens eine halbe Stunde vor ihm auf dem Markt . . . Nimm bei Petterson & Comp. Vorschuß auf die Waren . . . biete fünf Prozent . . . traktiere die Bauern . . . kommt mir auf einige Flaschen Rum nicht an. Na, nun fix vorwärts! Roderik, mein Freund, jetzt reisen wir miteinander!"

Diese Anordnungen wurden so rasch getroffen und ausgeführt, daß der Student weder die Zeit noch auch den Mut fand, Einwendungen zu machen. Und da der Schneesturm sich nun auch allmählich legte, kehrten die drei Männer mit vereinten Kräften die Schlitten um und setzten dann den veränderten Reiseplan ins Werk.

5. Vetter und Cousine.

Verstand kommt mit den Jahren.

Da der junge Herr Graberg nun solchermaßen, er mochte wollen oder nicht, seine glückliche Unabhängigkeit mit der Ehre, der Beschützer seiner tapferen Tante zu werden, vertauschen mußte, machte er aus der Notwendigkeit eine Tugend, und wollte schon in den Schlitten hineinspringen, um seinen Platz neben der ehrwürdigen Matrone einzunehmen. Aber sein Erstaunen wuchs noch mehr, als die mannhafte Frau ihn zurückdrängte und barsch fragte, was das bedeuten solle.

„Ich glaubte,“ antwortete der Jüngling unschuldig, „der Schlitten sei breit genug.“

„Wenn die jungen Herren unsrer Zeit,“ sprach die würdige Frau Margarete Halm, „nicht so blind vom Tabaksrauch wären, könnte ein junges Mädchen wohl verlangen, daß sie von ihrem Vetter nicht tot getreten wird. Lisu, gieb Roderik die Hand.“

Ohne Widerrede ward gleich eine Hand mit wollenem Winterhandschuh aus dem Schlitten heraus gegeben und von dem jungen Lars Roderik fast mehr mit Überraschung als mit Freude genommen. Damit der Leser diese Gefühle verstehen kann, müssen wir gleich hinzufügen, daß der Herr Vater, Konsul Graberg, sich ebensosehr über die treue Liebe seines jungen Herrn Sohnes zu seinen Jugendflammen wie über seine plötzliche Neigung, nach Hause zu reisen und Kaufmann zu werden, gründlich täuschte. Es hatte wirklich eine unschuldige Zeit gegeben, während welcher Lars Roderik in seine junge Cousine verliebt gewesen war, aber diese Gefühle waren in der Hauptstadt immer schwächer geworden und ein brennendes Verlangen,

sich in der Welt umzusehen und einige Zeit außerhalb des Bereiches natürlicher Kontrolle zu stehen, hatte nun seine jugendliche Seele erfüllt. John Halm war nach England gereist, um die Handelswissenschaft zu erlernen; Lars Roderik Graberg wollte einen ähnlichen Versuch machen, einerlei wie es dann mit der Handelswissenschaft oder mit Lisu Halm würde. Da der junge Student seine Cousine seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, war es verzeihlich, daß ihr Name alte Erinnerungen in seiner Seele erweckte, Erinnerungen an ein kleines, schmächtiges Mädel mit flachsgelbem Haar, an ein Kleid, dem sie entwachsen war, an eine etwas rote Nase und einen Mund, den sie immer voll hatte, entweder von Preißelbeeren oder vom großen Katechismus, Erinnerungen, die für einen jungen Herrn aus der Hauptstadt nicht gerade vielversprechend waren, um so weniger, als er schon vierundzwanzigmal sterblich verliebt gewesen war und noch nicht einmal soviel Lebensweisheit besaß, daß er an eine gute Mitgift nach ihrem wirklichen und klingenden Wert gedacht hatte.

Also reichte Lars Roderik seiner Cousine zwar die Hand, aber er that es mit dem aufrichtigen Vorsatz, so unliebenswürdig wie möglich zu sein, weshalb er ihr auch nach einigen gleichgültigen Worten die kleine Hand mit dem wollenen Handschuh bedeutend härter drückte, als es eigentlich mit der Galanterie eines Kavaliers vereinbar war. Er erwartete vermutlich, daß auch sie ihn wieder drücken würde, denn derartiges war während ihrer kleinen Kämpfe in der Kinderzeit Lisus mehr als einmal geschehen. Nun ließ Lisu den Handschuh fahren und wünschte ihm sanftmütig einen guten Abend, aber mit einer Stimme, in welcher Lars Roderik weder den mütterlichen Baß noch

die Stimme des großen Katechismus aus alten Tagen wieder erkennen konnte.

„Lisu ist in Stockholm gewesen," sagte die Mutter, „aber später, seit dem Herbst, hat sie angefangen, mich auf die Märkte zu begleiten. Ein ordentliches Mädchen muß sich an alles gewöhnen, und aufs Geschäft passen; dazu paßt sie besser als mancher Mann. Das habe ich auch so gemacht, und weil ich nun Lisu habe, denke ich meinen zweiten Buchhalter gehen zu lassen.

Frau Margarete Halm trieb wie manche andere Kaufmannswitwe ihren eigenen Handel und stand zwischen ihren beiden rivalisierenden Schwägern, Halm und Graberg, vollkommen selbständig da. Auch wußte Lars Roderik sehr gut, daß manche reiche Kaufmannstochter in den nördlichen Städten des Landes noch während der beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts als wirklicher Buchhalter in dem väterlichen Geschäft gute Dienste leistete, im Laden verkaufte, auf dem Markte handelte, die Korrespondenz besorgte und mit dem Vater oder der Mutter zu den Märkten reiste. Um die Zeit, da unsre Geschichte spielt, war diese Sitte allerdings in manchen Städten sehr in Abnahme gekommen, in andern aber hielt sie sich noch immer. Lars Roderik konnte es daher nicht auffallend finden, daß seine Cousine eine Marktreise machte; im südlichen Finnland dagegen hatte man von der Erziehung junger Mädchen andere Ansichten. Ein Amt als Comptoiristin hob Lisu nicht gerade in den Augen des Jünglings, wie Ihre Mutter es vielleicht berechnet hatte. Er machte ihr daher nur ein kurzes Kompliment, in welchem er seine Freude aussprach, daß Lisu „so tüchtig" geworden sei und nahm auf dem Kutschersitz Platz, fest entschlossen, bei erster Gelegenheit auf eigene Rechnung

weiter zu fahren und — so drückte er sich in seinen Gedanken aus — die Frau und ihren Buchhalter so viel trompeten zu lassen wie sie wollten. Mit diesem löblichen Vorsatz zündete er sich eine Cigarre an und that, als merke er es nicht, daß der Wind die kräftigen Rauchwolken den Damen gerade ins Gesicht trieb.

Die böse Welt behauptete, Frau Margarete Halm sei selber einmal zwischen dem Magazin und dem Boden mit einer Pfeife im Munde überrascht worden; soviel ist jedenfalls gewiß, daß sie sich durch die Unhöflichkeit ihres Schwestersohnes nicht sonderlich geniert fühlte.

Man erreichte ohne weitere Abenteuer das Wirtshaus von Ruhala und wurde in einem geräumigen Saal einquartiert, in welchem alle Stühle verschiedene Façons hatten und an dessen Wand ein Meisterwerk Jönköpingscher Holzschnittskunst — ein Bild, das „den Giftbaum" darstellte, an welchem statt reifer Äpfel Bräutigame hingen — schon seit mehreren Decennien die Bewunderung aller verliebten Reisenden erweckt hatte.

Bei dem hellen Schein des im Kamin brennenden groben Föhrenholzes entpuppten sich nun aus ihren Pelzen drei Nachtschmetterlinge. Ein richtiger Student, zwanzig Jahre alt, mit dunkeln Haaren, gesunder, frischer Gesichtsfarbe, froh und munter, reichlich versehen mit allen Vorzügen des männlichen Geschlechtes, das heißt mit Cigarren und Pistolen, mit einer Peitsche und sorgfältig gepflegtem Schnurrbart, der zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen schien, stampfte auf der Thürschwelle den Schnee von seinen Stiefeln. Eine kolossale Emballage von Mänteln und Tüchern verwandelte sich plötzlich in eine fünfzigjährige Matrone, die selber in ihrer linken Hand die Reisetasche trug, während ihre rechte Hand dem träu-

merischen Hausknecht einen Puff in den Rücken gab. Eine bedeutend kleinere Erscheinung ward zu einem jungen schönen Mädchen, das der Student nicht ohne Neugierde im feurigen Schein des Kamins zu betrachten anfing. Er erwartete, das fünfzehnjährige Mädel wiederzusehen, die ihn vor drei Jahren bald bezaubert, bald geärgert hatte, aber er fand eine hohe, wohl kräftig gebaute, doch schlanke und reizende Jungfrau von achtzehn Jahren, die ihn mit ruhigen, festen und klugen Augen ansah. „Nicht schlecht für ein Marktfräulein!“ dachte er bei sich selber. Aber warum sollte er, ein Gentleman, unnötige Komplimente an sie verschwenden? Er ergriff die Hand seiner Cousine und geruhte mit Kennermiene zu sagen, daß Lisu recht gewachsen und hübscher geworden sei, seitdem er sie zuletzt gesehn, aber er könne nicht begreifen, wessen Tochter sie sei, da die mütterliche Natur sie so mager erschaffen habe.

„Hat keine Not,“ antwortete die Mutter. „In Lisus Alter wog ich kaum so viel, wie sie jetzt wiegt, aber Verstand kommt mit den Jahren.“

Lars Roderik schauderte. Also auch sie, die zarte Jungfrau, würde eines Tages achtzehn Liespfund wiegen! Auch sie sollte, in sieben Röcke eingepackt, Butter abwägen, Lachs einsalzen und den Teerbauern am Ladentisch einen Schnaps anbieten. Aber er durfte weder in Lisu noch in ihrer Mutter ungegründete Hoffnungen erwecken, daß er als der ersteren Liebhaber auftreten werde. Er fing daher wieder an, in gleichgültigem Ton von Lisus Onkel, dem Kommissär Sten Halm in Storkyro, zu sprechen, dessen Krankheit so unerwartet die beabsichtigte Marktreise unterbrochen hatte. „Ich habe den Kommissär noch niemals gesehn,“ sagte er. „Ein unangenehmer

alter Herr, wie man mir erzählt hat. Er soll den Stein der Weisen gefunden haben . . . er macht Gold."

„Wer spart, macht aus Feldsteinen Gold," antwortete die Tante.

„Ja, warum nicht aus grauen Felsen? Es giebt mancherlei Steine: Mauersteine, Schornsteine u. s. w.," sagte der Student flott. Mein Vater wünscht, auch ich möchte solch einen kostbaren Stein finden. Ich mache ihm lieber eine andere Freude und bringe wieder durch, was er gesammelt hat. Warum sollte er sonst auch sammeln? Aber was hat eine Spinne wie der Kommissär davon, daß er den Stein der Weisen besitzt? Lisu, willst Du Deinen Onkel beerben, so erweise ihm den Liebesdienst und heirate einen liberalen Mann, der das Kapital des Geizigen in Kurs bringt."

„Jeder Hund kann von dem leben, was andere sich erspart haben," antwortete Lisu. „Wäre ich ein Mann, ich würde mich schämen, wenn ich nicht selber meines eigenen Glückes Schmied würde."

„Lisu kann, Gott sei Dank, ihr eigen Brot essen," sagte die Mutter.

„Und was nennt meine schöne Cousine Glück?" fuhr der Student in demselben ausgelassenen Ton fort. „Vielleicht einen guten Markt?"

Lisu sah ihm fest in die Augen. „Ich nenne es ein Glück, wenn jemand für sein eigenes Wohl und das anderer arbeiten kann," antwortete sie. „Ich nenne es ein Glück, wenn man ein freier Mensch ist, der weder der Schuldner noch der Sklave eines andern ist und der keinem andern, als Gott, etwas schuldig ist. Aber ich nenne es eine Schmach und ein Unglück, seiner Lüste Wetterhahn und ein Grashüpfer froher Tage zu sein."

Der Student sah sie lange und überrascht an und fing dann an zu flöten. Nach einer Weile fragte er: „Ists wahr, daß der Kommissär Geister sieht?"

„Dummheit!" sagte die Tante.

Man hatte Kaffee bestellt; die Magd kam mit einem sehr schlechten Präsentierteller herein, auf welchem verschiedene Tassen Kaffee standen, die Tasse zu zwei Schillingen, falls er den Reisenden nicht zu teuer war. Es ward neues Holz in den Kamin gelegt. Frau Margareta Halm nahm so viel Sahne in ihre Tasse, daß der Kaffee überlief, trank aus der Untertasse und genoß recht die glückselige Ruhe, wie man sie nur dann fühlt, wenn man nach einer Reise in nächtlichem Schneesturm den Friedenshafen erreicht hat.

---

6. Von Hans Christopher Halm und dem Familienerbe.

Da kam der Versucher . . .

„Gesteh es nur, Tante, daß der Kommissär Geister sieht!" fing der Student wieder an, als er sah, wie ein Gefühl behaglicher Ruhe sich über die korpulente Frau verbreitete, von der Haarfrisur herab bis zu der gewaltigen Hand, welche die Kaffeetasse hielt.

„Ob Schwager Sten Geister sieht, weiß ich nicht," antwortete die Gefragte nun in einem sanfteren Ton, „und das geht mich auch nichts an. Aber so viel weiß ich, daß etwas Derartiges seinem Vater, meinem Schwiegervater passiert ist."

„Das ist ja seltsam!" sagte Lars Roderik mit einer

so ernsten Miene, wie er sie nur aufsetzen konnte. „Ich habe niemals gehört, daß ein Halm — abgesehen von Tante und Lisu — an etwas anderes zwischen Himmel und Erde geglaubt hat, als an Gold, Silber und hohe Renten. Vielleicht mag Tante, die so ausgezeichnet erzählt, uns in dieser Abendstunde eine Geschichte zum Besten geben!“

„Und wozu sollte das wohl dienen, mein junger Herr? Meinst Du, daß Deine Tante mit ihren Erfahrungen so verschwenderisch umgeht, wie Du mit dem Gelde Deines Vaters?“

„Was glaubt Tante von mir? Als könnte ich nicht ernst sein? Als wollte ich nicht so etwas Nützliches lernen?“

„Was Du sagst! Ja, Du bist ein Graberg. Halm und Graberg, — nun, es kommt auf eins heraus. Ich kenne die Familien: sie können sich ineinander spiegeln. Und weil Du ein Graberg bist, sollst Du von einem Halm etwas lernen. Man soll in dieser Welt sparsam und vorsichtig sein, aber nicht den Mammon zu seinem Gott machen.“

„Wie der Kommissär?“

„Nein, wie Hans Christopher Halm.“

„Nun, wie wars mit ihm?“

„Er war ein kluger und unternehmender Mann; deshalb ward er zu seinem Unglück unermeßlich reich. Er lebte in den Zeiten, in denen das Maß Salz einen Reichsthaler kostete und man das Maß noch mit blanken Speciesthalern füllen konnte. Von denen habe er wenigstens sechs in seinem innersten Keller gehabt, und während des letzten Krieges seien noch eben so viele mit Silberrubeln hinzugekommen. Nun, darin läge ja nichts Böses,

das könnte alles ebenso ehrlich verdient sein, wie wenn andere den Bauern für einen papierenen Rubel 47 Schillinge bezahlen ließen. Aber die Welt sagte, der selige Schwiegervater habe etwas zu sehr auf seinen und zu wenig auf anderer Vorteil gesehen, aber das weiß ich nicht, es wird ja so vieles von reichen Menschen erzählt. Der Neid weiß immer kleine Steine in große Berge zu verwandeln . . . Lisu, schenk mir die Tasse voll, es ist gut für die Brust."

Von neuem füllte Lisu die Tasse mit dampfendem Kaffee.

„Na ja," fuhr Frau Margarete fort, „eine Meile von der Stadt, auf Toismäki, wohnte ein reicher Bauer; er besaß sechs Höfe. Wie er nun bei meinem seligen Schwiegervater in Schulden geriet, weiß ich nicht, aber alle sechs Höfe kamen unter den Hammer. Da soll der Toismäki-Bauer gelobt haben, für jeden seiner Höfe werde Hans Christopher Halm ein Schiff verlieren. Es war einige Jahre nach dem pommerschen Kriege, glaub ich, und da England um die Zeit mit Frankreich Krieg führte, und mein seliger Schwiegervater seine Schiffe gewöhnlich auf Marseille und Havre gehen ließ, geschah es, daß der Engländer seine sechs Schiffe nahm, eins nach dem andern. Das war mehr als selbst ein wohlhabender Mann ertragen konnte, weil keine Assekuranz Schiffe gegen Kriegsgefahr versichern wollte, und der selige Schwiegervater ward nun ärmer als der Bauer von Toismäki, der doch ein kleines Kätnerhaus behalten hatte, während jeder Nagel im Hause des Schwiegervaters verpfändet war. Das Unglück ging ihm so nahe, daß er weder Tag noch Nacht Ruhe fand, denn sieh, es ist leichter, sein ganzes Leben arm sein als es werden, wenn man

vorher die Güter dieser Welt besessen hat. Da kam der Versucher . . ."

„Ich verstehe . . ."

„Was denn? Du verstehst nichts, laß mich erzählen! Der berühmteste Zauberer jener Zeit hieß Matts Kallanvaara und wohnte in Kemi. Der selige Schwiegervater reiste nach Kemi, und darin lag nichts Besonderes, das thaten ja so viele, um Teer und Holz zu kaufen. Aber ein Kind konnte es begreifen, daß von der Zeit an alles eben so rasch aufwärts ging, wie es vorher abwärts gegangen war. Der Krieg von achtundachtzig brachte den Schwiegervater wieder auf die Beine; in langen Reihen marschierten die Silberkrüge im Keller auf, und sobald ein neuer hinzukam, mußten die älteren zusammenrücken. Aber das Fäßchen mit den Dukaten verwahrte der selige Schwiegervater in der großen, messingbeschlagenen, eichenen Kiste seines Schlafzimmers, es ist dieselbe Kiste, die nachher Schwager Sten erhielt, als das Erbe geteilt ward."

„Es wundert mich, daß der alte Halm, der doch ein so kluger Geschäftsmann war, das Geld so unfruchtbar liegen ließ und es nicht in seinem Geschäft anlegte, damit es hohe Renten eintrage."

„Ja, sags nur! Das hätte er in der Zeit seines ersten großen Reichtums auch niemals gethan. Aber als die Zeit der Armut über ihn hereingebrochen, und er in Kemi gewesen war, war der Schwiegervater ein ganz anderer Mensch geworden und konnte sich von dem Gold oder Silber, das er in seine Hände bekommen hatte, nie wieder trennen. Ja, Silber sage ich, denn Gold konnte er in der letzten Zeit weder ansehen noch anrühren."

„Wie war das möglich?"

„Möglich oder nicht, aber es war doch so. Es machte

ihn wie rasend, wenn er zufällig Gold sah. Ich hatte mich damals gerade mit dem seligen Otto Christopher verheiratet; — ja, Gott sei ihm gnädig — er war so verschieden von seinem Vater wie ein Kupferschilling von einem holländischen Dukaten. Das Geld ging ihm durch die Hände zur Zeit und zur Unzeit, und hätte ich nicht auf den Schilling gesehen . . . aber das ist nun auch einerlei, ich preise es als eine Gnade Gottes, daß Otto Christopher das unglückselige Erbe nicht erhalten hatte, das von einem hartherzigen Vater auf einen gutmütigen Sohn übergehen kann. Hans Christopher Halm, der Vater, wurde schrecklich gestraft: was seines Herzens Freude und Wonne gewesen war, ward zugleich seiner Augen Grauen. Ich war damals noch sehr jung und wohnte mit zwei Schwägern und einer Schwägerin im Hause des Schwiegervaters. Gott erbarme sich, die Last, die wir mit dem Alten hatten! Wir mußten, so wahr ich hier sitze, alle unsre goldnen Schmucksachen vor ihm verbergen; niemand von uns durfte eine goldene Kette am Halse oder einen goldenen Ring am Finger tragen. Die vergoldeten ovalen Rahmen um seiner und der seligen Schwiegermutter Porträts, die in Stockholm schweres Geld gekostet hatten, mußten schwarz angestrichen werden, damit er sie ansehen könne. Selbst die gelbe Farbe war ihm ein Grauen. Weder die selige Schwiegermutter noch eine der Töchter wagten gelbe Handschuhe oder ein gelbes Band zu tragen. Und was wars für ein Rumor, als ich ihm einmal in meines Herzens Unschuld eine schöne gelbe Apfelsine anbot! . . . Sieh nach, Lisu, daß mein Mantel nicht am Kamin verbrennt!“

„Sagte Tante nicht, daß einige Krüge mit Dukaten in dem Schlafzimmer verwahrt wurden?“

„Ja gewiß! So wunderlich sind die Menschen, mein lieber Freund; Heu und Stroh sind wir alle, „ihmis parka aivan arka," wie es in unserm finnischen Gesangbuch heißt. Der selige Schwiegervater, der sich vor dem Golde fürchtete wie ein Zigeuner vor dem Galgen, liebte trotzdem das gelbe Metall über alles im Himmel und auf Erden. Er sammelte Dukaten über Dukaten und legte sie in die großen Krüge, aber immer des Nachts und mit schwarzen Handschuhen. Er war mit dem Gewicht und Klang derselben so vertraut, daß keiner ihn betrügen konnte. Erhielt er tags eine goldene Münze, dann wandte er immer das Gesicht ab und zog gleich Handschuhe an. Ich war bei dem Alten gut angeschrieben; er ließ mich abends oft auf sein Zimmer rufen. „Zähle die Dukaten, Margarete," sagte er und wollte immer den Klang des Goldes hören. „Hörst Du," sagte er, „das ist Musik, nicht wahr?" — „Aber, Schwiegervater," sagte ich einmal zu ihm, „laß uns Licht anzünden, es ist so hübsch, das schöne Gold zu sehen." — „Nein," sagte er, und faßte mich hart an den Arm, „kein Licht! kein Licht! . . ." Aber Gott sei uns gnädig, trotzdem geschah es eines Abends, als der Schwiegervater und ich bei einander saßen und die Dukaten zählten und uns am Klang des Goldes ergötzten, daß die Magd, die eben erst ins Haus gekommen war und es noch nicht besser wußte, mit einem Licht ins Zimmer trat. Der selige Schwiegervater sprang auf, und die goldenen Dukaten fielen auf die Erde. Du allmächtiger Gott! Ich vergesse es niemals, wie er aussah, als es so unerwartet im Zimmer hell wurde. Er ward so weiß wie eine Leiche und starrte das Gold wie besessen an, er konnte den Blick nicht von demselben wenden, obgleich es ihm das Herz zerriß;

dann schrie er laut auf und trat auf die überall umherliegenden Dukaten, als wären es giftige Tiere, und rief uns zu, wir möchten die Schlangen töten, die ihn beißen wollten. Großer Gott, was konnten wir thun? Von der Stunde an ward Hans Christopher Halm wahnsinnig und glaubte immer im Krieg mit dem goldenen Gespenst zu sein, wie er es nannte. Drei Wochen später gab er den Geist auf . . . na, ich sage nichts, aber jammervoll war es; wir sind alle arme, schwache Menschen, vor Gott. Toismäki und viele andere erlebten es . . . Lisu, gieb mir das blaukarrierte Taschentuch und putz das Licht; siehst Du nicht den Räuber drin?"

Obgleich der junge Student eine gute Portion Leichtsinn besaß, hatte er diese Erzählung doch nicht ohne Teilnahme und fast mit Schaudern angehört; denn sie entsprach gar wenig seiner Hoffnung, eine muntere Geistergeschichte zu hören. Nicht einmal Frau Margaretens blaukarriertes Taschentuch noch die drei trompetenartigen Stöße in dasselbe konnten diesen Eindruck verjagen. Es lag daher auch ein größerer Ernst auf seinem Gesichte, als er bisher an den Tag gelegt hatte, da er fragte, ob des alten Halms unglückliche Phantasien mit den Gerüchten zusammenhingen, die von dem Kommissär Sten Halm in Storkyro umliefen.

Frau Margareta schüttelte gewichtig ihr ehrwürdiges Haupt und erwiderte nach einigem Bedenken, darauf könne sie weder mit Nein noch mit Ja antworten. Sie wisse nur, daß Weisheit und Thorheit oft vom Vater auf den Sohn übergehe — oft, aber nicht immer. Dafür sei der selige Otto Christopher der beste Beweis.

„Er ging mit voller Vernunft aus dieser Welt, ganz so wie er gelebt, und den Bruder, Frau Margaretas an-

deren Schwager, Hans Herman Halm habe man für würdig erachtet, Kommerzienrat zu werden. Sten Halm sei der älteste der Brüder. Er gleiche seinem Vater darin, daß er in seiner Jugend reich, in den Jahren seines Mannesalters arm gewesen und nun wieder in seinem Alter so reich geworden sei wie nie zuvor. All sein ererbtes Gut habe er auf Reisen im Ausland verpraßt, und sei so arm wie eine Kirchenmaus nach Hause gekommen, ganz ruiniert, recht ein Aas für den leidigen Satan, gerade so wie . . . ."

Hier unterbrach Frau Margareta sich selber, als hätte sie schon mehr gesagt, wie für Ohren junger Menschen gut sei. Das einzige, was Lars Roderik ihr noch von diesen Familiengeheimnissen entlocken konnte, war, daß Sten Halm, als er nach Hause zurückgekehrt sei, sich dem Handel zugewandt, aber zu kühn spekuliert habe, dann vor seinen Kreditoren geflohen, ins Ausland gereist und nach einigen Jahren sehr reich wiedergekommen sei. Nun bezahlte er seine alten Schulden und kaufte sich einen Hof in Storkyro, wo er, abgesondert von der übrigen Welt, ganz für sich lebte, teils als Rechtsanwalt andern helfend, teils seine Kapitalien fruchtbar anlegend.

„Will sagen als Wucherer", sagte der Student. „Ich habe gehört, daß er anfangs, wenn er auf einer Hochzeit oder zu einem Begräbnis war, den Zucker beim Kaffee in die Tasche steckte, um ihn dann lotweise den Bauerfrauen zu verkaufen."

„Er!" rief Frau Margareta eifrig aus. „Nein, Du, die Geschichte kannst Du von kleinen Krämern erzählen. Sten Halm ist stolz wie das ganze Geschlecht, wie sein Vater und sein Bruder. Nach Brosamlein strecken sie ihre Hände nicht aus, sie wollen Millionen haben. Glaub

lieber, was man sich von einer gewissen Silberlast erzählt."

„Davon habe ich nichts gehört."

„Wie? Nicht von der Silberlast? Na, die Geschichte kennt die ganze Welt, die braucht man nicht zu verschweigen. Das Silber stand hoch im Preise, und Schwager Sten spekulierte. Er kaufte Silberbarren in Südamerika auf und versicherte sie hoch. Das Schiff scheiterte, aber es traf sich so unglücklich, daß es auf einer Sandbank geschah und man die ganze Fracht auffischen konnte. Und siehe, da war nur oben etwas Silber, aber darunter lauter Sand und Feldsteine! . . . . Aber die Uhr ist schon drei! Gute Nacht. Geh hinaus und schlaf in der Wirtsstube. Lisu, schließ die Thür hinter ihm zu."

Lars Roderik hatte gehofft, man werde ihm in dem einzigen Fremdenzimmer mit seinen beiden Betten einen Platz auf einem Stuhle gönnen, fand sich nun aber in seiner Erwartung eben so sehr getäuscht wie vorher, als er gehofft hatte, einen Platz im verdeckten Schlitten zu erhalten. Ganz erbost darüber, daß man auf die gerechten Ansprüche eines Studenten und nahen Verwandten so wenig Rücksicht nahm, ging er ärgerlich fort und legte sich auf eine harte Bank in der Wirtsstube, die noch voll von Gästen war; er war fest entschlossen, am Morgen allen marktreisenden Tanten ein höfliches Lebewohl zu sagen und in der glücklichen Freiheit, mit welcher er seine Reise angetreten hatte, dieselbe gen Norden fortzusetzen.

---

7. Schwager Sten.

Ich diene stets meinen Nächsten, und wäre es auch mit meinem letzten Heller.

Der späte Dezembertag fing schon an im Nordosten zu grauen, als Lars Roderik Graberg am folgenden Morgen auf seinem harten Lager von Frau Margaretas wohlbekannter Baßstimme aus dem Schlaf geweckt ward. „Die Pferde sind vorgespannt," hieß es; „wir reisen weiter und trennen uns nicht eher, als bis wir in Lappo sind."

Der Jüngling erhob sich voller Schmerzen in den Gliedern und merkte bald, daß aller Widerstand vergeblich war. Man bezahlte vierundzwanzig Schillinge für Nachtlager und Kaffee pro drei Personen, setzte auf den unergründlichen Wegen seine Reise mühsam fort und nahm das nächste Nachtquartier in Lappo. Hier waren mehrere Fremdenstuben: selbst eines Studenten gerechte Wünsche wurden hier befriedigt, und Lars Roderik war mehr und mehr zu dem Resultat gekommen, daß seine Cousine doch nicht dem Typus eines Marktfräuleins entsprach. Am folgenden Morgen erklärte er, in dieser rauhen Jahreszeit könne er zwei wehrlose Frauen nicht ohne Schutz lassen und werde sie bis zum Kommissär in Storkyro begleiten.

„Wehrlose Frauen!" sagte die Tante in höhnischem Ton. Davon wollte sie nichts hören.

„Aber ich komme ja nicht als Erbe, und kann nützlich sein, wenn der Kommissär krank ist."

Frau Margareta überlegte. „Ja, das ist wahr; ich kann Dich nach Wasa zum Doktor und Apotheker schicken."

Lars Roderik blieb also der Damen Begleiter. Es war schon spät, als unsre Reisenden am dritten Abend,

nachdem sie einander getroffen hatten, über die berühmten Felder Storkyros in das Territorium der Gemeinde Napo kamen. Das Tauwetter hatte schon den größten Teil des Schnees geschmolzen, so daß die fruchtbare, aber waldlose Ebene ihre weiße Decke bereits fast ganz verloren hatte. Große Steinfelder, kahle Weideplätze und Äcker, die in Brache lagen und fast ohne Schnee waren, gaben der ganzen Landschaft einen einförmigen Charakter; nur hier und da sah man grüne Felder, die den Reisenden sagten, daß sie nun in der reichsten Landschaft Finnlands und Österbottens seien, zwischen jenen unübersehbaren Feldern, deren Länge und Breite sprichwörtlich geworden ist.

Wäre Finnlands Geschichte damals schon aufgefunden, hätte sich jedenfalls ein Student dessen erinnern müssen, daß hier, auf diesen Feldern, zwischen diesen überall umherliegenden Felsen und auf dem Eise dieses breiten Flusses mit seinen niedrigen Ufern Finnlands Schicksal am 19. Februar 1714 durch die Schlacht von Storkyro entschieden wurde. Aber soll man den vergangenen Zeiten einige Aufmerksamkeit schenken, dann muß man nicht zu tief in strahlende Mädchenaugen der Gegenwart blicken. Die Reisenden erblickten plötzlich einen einzelnen Lichtschein, der von einem Hof vor dem Dorfe kam. „Da,“ sagte der Fuhrmann, indem er in die Finsternis hinauszeigte, „da wohnt der ‚Goldkommissär‘ — Kulta Komisarius. — Sind schon reiche Herren mit Pferden und Wagen in den Hof hineingefahren und in Lumpen, mit bloßen Füßen und dem Ranzen auf dem Rücken wieder herausgekommen.“

„Der Kommissär soll sehr krank sein?“ fragte Frau Margareta, die nicht zu hören schien, wie schlecht es den reichen Herren dort ergangen sei.

„Gewiß, er ist sehr krank,“ antwortete der Fuhrmann.

„Aber es giebt etwas, was ihn kuriert. Er wird immer gesund, wenn er irgendwo pfänden kann. Wär nicht der Küster. . . ."

„Ist der Kommissär in der Heilkunst erfahren?"

„Weiß ich nicht," antwortete der Fuhrmann. „Aber wenn der Kommissär eine Pfändung vornimmt, bezahlt der Küster, und dann ist der Kommissär gleich wieder krank."

Ungefähr um acht Uhr abends hielt der Schlitten vor einem einsamen Hof, der von ziemlich großen, aber sehr verfallenen Wirtschaftsgebäuden umgeben war. Der wohlhabende Osterbotte baut gewöhnlich große und hübsche Wohnhäuser mit einer Menge von hohen Fenstern, die Licht und Luft reichlich einlassen, weshalb ein Fremder oft Herrenhäuser in einer Gegend zu sehen glaubt, in welcher diese doch seltener sind als in irgend einem andern Teil des Landes. Aber dieses verfallene Haus mit seinem schiefen Giebel, dem halbheruntergefallenen Dach und vielen zerbrochenen Fenstern sah in dem reichen Storkyro keineswegs wie die Wohnung eines reichen Mannes aus. Und die Schäden des Hauses traten um so deutlicher hervor, als es in zwei Etagen aufgeführt, und alle Fenster der unteren Etagen mit Fensterläden wie verbarrikadiert waren. Die Reisenden glaubten verkehrt gefahren zu sein, als sie vor dieser Ruine hielten.

„Wohnt der Kommissär hier?"

„Eisen gehört auf den Grund des Meeres, Kupfer den Bergen und Gold den Steinhaufen," antwortete der Fuhrmann.

Der Schimmer eines Lichtes, den man durch die Ritzen eines Fensterladens bemerkte, bezeugte es jedoch, daß diese öde und unheimliche Wohnung nicht ohne Bewohner war.

Man hörte lautes Hundebellen, und hervor stürzte einer jener fuchsähnlichen Hühnerhunde, die in den schwedischen Dörfern gewöhnlich „Schütze" oder „Schnell" heißen, in den finnischen dagegen „Musti", wenn sie schwarz, und „Ransi" — Kranz —, wenn sie einen weißen Flecken am Halse haben. Lars Roderik war unvorsichtig genug, diesen Willkommensgruß mit einem Peitschenknall zu beantworten, was ihm der vierbeinige Hüter des Hauses sehr übel nahm. Es entstand ein wahrer Höllenlärm, denn von dem andern Ufer des Flusses schienen etwa zehn bis zwölf Hunde das als eine Aufforderung zu betrachten, und ein entsetzliches Heulen und Bellen hallte an dem dunkeln Winterabend überall wieder.

„Hat der Kommissär sich diese Wohnung gesucht, um ländliche Ruhe zu finden, so ist er wahrhaftig reingefallen," lachte der Student. „Aber da wir nun mit dem Cerberus Bekanntschaft gemacht haben, wird Pluto wohl auch nicht mehr fern sein."

Mit diesen Worten ging er weiter und donnerte mit seiner Hand gegen die verschlossene Thür. Ja, donnern war keine Kunst, aber die Thür aufmachen, war noch etwas anderes. Lars Roderik donnerte in allen Tonarten, von dem leisen Klopfen mit einem Finger an bis zu dem wildesten Furioso mit geballter Faust, aber alles vergebens. Die Geduld des jungen Herrn war lange nicht so stark wie die eisenbeschlagene Thür.

Als weder die mildere noch die gröbere Tonart irgend eine Wirkung hatte, griff er zu einem Mittel, das zwar nicht gerade sehr sanft und nachahmenswert war, aber sich doch oft schon als unfehlbar erwiesen hatte, wenn schläfrige Studenten zu nächtlicher Zeit an die Thür verschlos-

jener Wirtshäuser klopften. Er feuerte unmittelbar vor den Fensterladen eine seiner Pistolen ab.

Noch war der Knall nicht verklungen und noch hatte der Rauch sich nicht verzogen, als sich in einem der nächsten Fensterläden ein kleines rundes Loch zeigte und in demselben ein Gewehrlauf, dann hörte man einen neuen Knall und eine Kugel fuhr so dicht an dem Ohr des jungen Studenten vorüber, daß er unwillkürlich nach seiner Mütze griff, um zu fühlen, ob er sie noch auf dem Kopf habe. In gerechtem Zorn nahm er seine zweite Pistole, die aber nach der Bataille bei der Räuberhöhle glücklicherweise nicht wieder geladen war.

„Was machst Du da?“ rief Frau Margareta aus dem Schlitten heraus. „Schämst Du dich nicht, hier zu schießen! Sag ihnen, wir seien Verwandte, die für die Nacht freundliche Aufnahme und Obdach begehrten.“

„Das sollte was helfen!“ antwortete der Student bitter. „Was fragt ein geiziger Hund danach, und wenn ichs mit Kreide an die Thür schreibe: allernächste Familie? Nein, Tante, Pluto hat keine Schwägerin. Der Mammon hat weder Vater noch Mutter, Schwester noch Bruder, der Mammon erkennt keine andre Verwandte an als nur wieder den Mammon . . . . und deshalb . . . nun wird Tante hören . . . Herr Kommissär! . . . . Schließen Sie, bitte, auf! . . . Ich bin der königliche Steuereinnehmer Stigell von Laukkas . . . . ich komme wegen eines kleinen Geschäfts . . . ich soll morgen auf einer Auktion beim Landeshauptmann zu Wasa ein Bauerngut kaufen und nehme es mit den Bedingungen nicht so genau, wenn der Herr Kommissär mit sechstausend Reichsthalern assistieren will. . .“

„Bist Du verrückt? Schwager Sten ist ja todkrank!“

„Donner und Doria . . . das hatte ich vergessen! Aber laßt uns sehen, ob nicht sechstausend Pillen einen Toten wieder ins Leben rufen . . . Wahrhaftig!"

Ein Fensterladen über der geschlossenen Thür wurde geöffnet, ein Kopf mit einer Nachtmütze sah heraus, und eine mürrische, aber durchaus nicht schwache Stimme fragte: „Wer überfällt denn mitten in der Nacht friedliche Menschen?"

„Gehorsamster Diener! Nehmen Sie mir es nicht übel; ich war in Eile, und fand kein anderes Mittel, zum Ziel zu kommen. Ich habe meinen Namen genannt: königlicher Steuereinnehmer Stigell. Sechstausend Reichsthaler. Volle Sicherheit. Renten und Provision, wie Sie es wünschen.

„Na, warum wendet sich der Herr denn in solcher Sache an einen armen Mann, der sich sein tägliches Brot sauer verdienen muß? Böse Zeiten, schlechte Zeiten . . . . Reisen Sie zu Major N. auf Tottesund . . .

Woher sollte ich wohl sechstausend Reichsthaler nehmen? Solch ein Einfall! Wollen der Herr mir nicht auf mein ehrliches Gesicht Geld leihen, daß ich dieses Jahr meine Steuern . . . zwanzig Reichsthaler bezahlen kann?"

„Na, Gott sei dem alten Filz gnädig! er kann eine ganze Stadt kaufen!" rief Frau Margareta und kletterte aus dem Schlitten heraus, da sie ihren Ärger nicht mehr zurückhalten konnte.

„Still, Tante! Sagt Tante noch ein Wort, schwört er drauf, daß Tante eine verkleidete Mannsperson ist. Aber nun will ich den Alten auf die Folter spannen . . . der Herr Kommissär erkältet sich, wenn er in so leichten Kleidern — wie der Volksmund sagt — weder drinnen

noch draußen steht. Die Frau Assessorin, die mich nach Wasa begleitet, ist bereit, ihren ganzen Besitz zu verbürgen. Aber ich sehe wohl, daß es sich nicht machen läßt . . . Kehr um, Fuhrmann, wir wollen fahren!"

„Wir haben jetzt Thauwetter," sagte die Nachtmütze sanfter. „Es giebt einen grünen Weihnachten, und was sagt das Sprichwort? Die Menschen sterben wie die Fliegen. Aber um auf das Geschäft zu kommen, so werde ich sehen, was ein armer Mann zusammenscharren kann. Ich diene stets meinen Nächsten, und wäre es auch mit dem letzten Heller."

„Er hat keine Spur von Scham in seinem Leibe!" brummte Frau Margareta. Sie war ungefähr in derselben Situation, wie eine wohlverkorkte Flasche Bier, die neben einem warmen Ofen steht.

„Warte nur noch einen Augenblick, Tante, es wird gleich aufgeschlossen! . . . . Na, will der Herr Kommissär uns mit einer Anleihe helfen," fuhr der Student ungeduldiger fort, als es eigentlich zu der Rolle paßte, die er spielte, „dann schließen Sie uns gefälligst die Thür auf. Wir stehen seit einer Stunde im Hof und möchten nicht so unhöflich sein, dem Herrn Kommissär eine dankend ablehnende Antwort zu geben, wenn er uns zu einem bescheidenen Abendessen. . . ."

Die Wirkung dieses diplomatischen Mißgriffs zeigte sich sofort. „Ei, ei," sagte die Nachtmütze spottend, „wie Sie es doch eilig haben, Herr Steuereinnehmer! . . . Ich erinnere mich übrigens gar nicht, daß mein alter Freund und Gönner, der Steuereinnehmer Löfberg in Laukkas, solch jungen Nachfolger erhalten hat. Und Frau Assessorin . . . um Vergebung, aber ist sie wirklich ein Frauenzimmer? Vielleicht ists doch am besten, wir warten bis

morgen. Fahren Sie nach Sipila . . . einen Steinwurf von hier . . . anständige Menschen, gutes Nachtquartier . . . . und billig, billig!“

Aber nun sprang die Bierflasche auf. Frau Margareta war allmählich bis zur Treppe avanciert und schlug tapfer auf die geschlossene Thür los, ihrem lange verhaltenen Ärger endlich freien Lauf lassend. „Schämt Ihr euch nicht, Schwager Sten! Schämt Ihr euch nicht, Ihr alter Filz, eure eigene Schwägerin und Brudertochter eine Stunde nach der andern im Schnee und vor einem jammervollen Hof stehen zu lassen, ohne ihnen ein Obdach zu gewähren! Ich sage nichts, aber das sage ich noch einmal: Schämt Euch, Schwager Sten! Pfui über solch geizigen Hund!“

Frau Margaretens gerechter Zorn hatte seinen Grund offenbar nicht ausschließlich in dem langen Warten im Schnee, während sie vor der ungastlichen Wohnung eines so nahen Verwandten stand. Sie hatte ihre klug berechneten und einträglichen Marktpläne aufgegeben, hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, eine Reise von vierzig Meilen hin und vierzig Meilen zurück zu machen, und gar im Winter; sie hatte ihrem Rivalen und Konkurrenten Pellavoinen einen glänzenden Triumph bereitet; sie hatte sich schließlich den Wagen eine hübsche Summe Geldes kosten lassen, alles in der Hoffnung, ihren teuren Schwager auf seinem letzten Lager zu finden, um in allen Ehren zu einem guten Erbe zu kommen. Nun trieb er nicht nur mit ihrer Familienliebe mutwilligen Scherz, sondern war außerdem noch so frech, ganz gesund und munter hinter einem Fenster zu stehen, und ganz wie sonst zu spekulieren und zu schachern. Das war doch eine Schändlichkeit sonder-

gleichen! Und da sollte eine treue Schwägerin nicht vor Zorn und Ärger rot werden.

Das Ende der Geschichte war indessen, daß die so hartnäckig belagerte und so krampfhaft verteidigte Festung doch schließlich kapitulierte.

---

8. Das Gold als Gespenst.

Wagst Du's, ihm Deinen goldenen Ring zu zeigen?

Im selben Augenblick, als die Explosion der Bierflasche das Inkognito der Gesellschaft verraten hatte, war die Nachtmütze verschwunden. Unmittelbar darauf hörte man innerhalb des Festungsthors einen ziemlich lebhaften Wortwechsel, nach welchem die Besatzung selber uneinig zu sein schien. Es währte auch nicht lange, bis die Thür sich öffnete, und die Nachtmütze sich auf der Treppe zeigte, diesesmal in ganzer Figur, eine hohe, magere Gestalt, mit einer Laterne in der Hand.

Hätte Frau Margareta Halm noch länger über ihres Schwagers Gesundheitszustand in Zweifel sein können, so wurden nun alle ihre Illusionen zerstört, denn ein schlanker, stattlicher alter Mann trat ihr mit raschen Schritten entgegen, umarmte sie mit ceremonieller Höflichkeit und begrüßte dann Lisu in derselben Weise. Er bedauerte sehr, daß sie so lange im Hof hätten warten müssen, aber warum hätten sie denn nicht gleich gesagt, wer sie seien. Es trieben sich so viele Landstreicher in der Gegend herum, denen man nicht trauen könne; sie müßten entschuldigen, wenn ein alter Mann so sehr um seine Sicherheit besorgt

sei. Und so spät am Abend noch einen Schuß abzufeuern könne für unbekannte Reisende doch auch nicht gerade Vertrauen erwecken, und sie dürften sich daher nicht wundern, wenn ein alter Militär eine Kriegserklärung mit gleicher Münze erwidert habe. Aber nun möchten sie hereinkommen und sich an dem genügen lassen, was das Haus eines armen Garçon biete.

Man trat in den verfallenen Flur und von diesem in ein Empfangszimmer, das drinnen noch trauriger aussah, als man von außen hatte ahnen können. Von dem großen, offenen Kamin war der Kalk herabgefallen, die Dielenbretter schienen sich nach Luft zu sehnen, drei oder vier zerschlagene Fensterscheiben waren mit Werg verstopft, einige jammervolle Stühle, ein grob gehobelter Tisch, ein ungemachtes Bett und eine braune Wanduhr, deren Zifferblatt von einem grauen Teller verfertigt war, bildeten das mehr als bescheidene Möblement. Eine alte Frau an ihrem Spinnrad und eine schlafende Katze, die auf einer Matte von Bast in einer Ecke des Zimmers lag und sich streckte, waren außer dem Hausherrn und dem Hofhunde die einzigen lebenden Wesen dieses verfallenen Hauses.

Der Gruß der Eintretenden wurde von der Alten an ihrem Spinnrad mit einem verdrießlichen Nicken erwiedert — sie wars gewesen, deren Stimme sie eben erst im Flur gehört hatten, aber nun schien sie sehr beschäftigt zu sein. Man legte die Pelze ab, der Kommissär zündete ein Talglicht an und führte seine Gäste in ein anderes, etwas kleineres und nicht sonderlich viel besser möbliertes Zimmer hinein. Einige Schränke, ein altertümliches Pult, ein abgenutzter Schreibtisch und dito rohe hölzerne Stühle, die noch mit keiner Farbe in Berührung gekommen waren,

ließen vermuten, daß es das Arbeitszimmer des Hausherrn war und vermutlich das einzige, welches außer dem der Haushälterin wohnlich eingerichtet war.

Nachdem sie dermaßen introduziert worden waren, unterließ Frau Margareta es nicht, sich nach ihres lieben Schwagers Gesundheit zu erkundigen. Sie habe gehört, er sei in letzter Zeit nicht wohl gewesen, und freue sich nun doppelt, ihn so munter zu sehen.

„Ach ja,“ antwortete der Alte, „im ganzen gehts mir recht gut. Ich pflege täglich eine Meile zu gehen, nehme meine drei kräftigen Mahlzeiten ein und haue selber mein Holz.“ Und um ihnen einen Beweis seiner Kraft zu geben, faßte er Lisu um den Leib, hob sie wie ein Kind in die Höhe und setzte sie vorsichtig auf einen hölzernen Stuhl. Unwillkürlich schwebte auf Frau Margaretas Lippen ein: „Schäme er sich doch!“ aber sie schwieg.

„Schwager Sten ist also gar nicht krank gewesen?“ sagte die Schwägerin mit einer Verwunderung, die ihrem Schwestersohn unvergleichlich komisch erschien.

„Nicht, daß ich wüßte,“ antwortete der Kommissär. „Will sagen, abgerechnet von einer unbedeutenden Schwachheit, an der ich zuweilen leide. Der junge Mann dort vielleicht meiner Schwägerin Sohn?“

„Meiner Schwester Sohn, Lars Roderik Graberg, ein Sohn des Konsuls. Entschuldige seinen knabenhaften Mutwillen, aber er feuerte ja seine Pistolen ab, um die Bewohner des Hauses zu wecken.“

„So, so, Graberg? Ja, nun erinnere ich mich . . . habe seinen Vater und seine Mutter sehr gut gekannt. Ich glaubte, der junge Herr heiße Stigell und sei königlicher Steuerbeamter zu Laukkas. Nur gut, daß wir beide

im Dunkel unser Ziel nicht trafen. Passiert mir sonst nicht so leicht, daß ich fehl schieße.“

„Ich bitte den Herrn Kommissär, mir einen kleinen Scherz nicht übel nehmen zu wollen,“ antwortete der Student etwas verlegen, da er merkte, daß die Rollen nun plötzlich vertauscht zu sein schienen. Er hatte einen armseligen, alten Wucherer mit krummem Rücken zu finden erwartet und geglaubt, mit ihm seinen Scherz treiben zu können, und nun stand ein riesengroßer Veteran vor ihm, von dem mans wirklich glauben konnte, daß er selten fehl schieße, und der den jungen Herrn sehr deutlich seine Überlegenheit fühlen ließ.

„Ach, sag Onkel!“ fing Margareta wieder an, offenbar mit dem Wunsche, die Spuren des ersten Mißverständnisses zu verwischen.

„Laßt uns von den paar verschossenen Kugeln nicht weiter reden,“ fuhr der Alte in leichtem Ton, der den ehemaligen Gentleman verriet, fort. „Sag mir lieber, welchem glücklichen Zufall ich solch lieben Besuch hier in meiner einsamen Wohnung verdanke, wo, wie die Schwägerin sehen kann, nur sehr selten fremde Menschen kommen. Oder, sollten es Geschäfte sein, so laßt uns die bis morgen aufschieben, und erzähle mir etwas von meinen alten Freunden in den nördlichen Städten.“

„Keine Geschäfte, lieber Schwager,“ beeilte sich Frau Margareta zu erwiedern. „Wir kommen von einer Reise nach dem Süden und, da wir hier vorbeikamen, wollten wir gern sehen, wie es dem Schwager in seiner Einsamkeit gehe. Sind viele Jahre vergangen, seitdem wir den Schwager in der alten Heimat sahen, und hätte Lisu uns nicht im Winter vorigen Jahres einen Gruß von hier gebracht, so wäre der Schwager ganz für uns verloren gewesen.“

„Ja nicht wahr, tot und begraben? Meine lieben Verwandten würden so aufrichtig über mich getrauert haben! Aber ein altes, verrostetes Gewehr kann lange an der Wand hängen, ehe der Feuerstein aus dem Schloß herausfällt. Ich gedeihe vortrefflich in meiner Einsamkeit. Im Sommer baue ich Kohl, im Winter mache ich Drechslerarbeiten, und dann und wann ein kleines Geschäft .... etwas muß man ja treiben, um leben zu können. Ich habe nur wenige Bedürfnisse, jedes Bedürfnis ist eine Sklavenkette. Wozu brauchen wir Freunde und Umgang mit andern Menschen? Junger Mann, richte Dich so ein, daß andere deiner bedürfen, während Du selber keines andern bedarfst; das ist die wahre Unabhängigkeit, eine andere giebt es nicht. Das weiß Lisu ... Aber es ist wahr, Ihr habt einen langen Weg gemacht; was kann ich Euch anbieten? Trinkt man in den nördlichen Städten noch jeden Abend seinen Grog?“

Lars Roderik antwortete der Wahrheit gemäß, er nehme es an, wenn er es auch nicht verbürgen könne, daß diese Sitte in den letzten beiden Jahren, während derer er nicht zu Hause gewesen, aus der Mode gekommen sei.

„Grog kann ich Dir nicht anbieten, junger Mann,“ fuhr der Kommissär fort, „auch habe ich leider keinen Thee für die Damen, aber etwas Warmes wird in der kalten Abendluft nicht schaden. Werde sehen, was ein so bescheidenes Haus draußen auf dem Lande bieten kann.“

Mit diesen Worten ging er lächelnd hinaus.

Lars Roderik wandte sich jetzt an seine junge Cousine, die nun ebenso wie auf der ganzen Reise ein Schweigen beobachtete, das dem Studenten unerträglich erschien. „Du kannst wie ein Pastor reden, aber auch schweigen wie ein Ulea-Lachs,“ sagte er. „Du kennst ja das Haus, Lisu

was wirds wohl geben? Die aufgewärmten Molken von saurer Milch?"

„Wir werden es sehen," antwortete Lisu kurz.

„Was werden wir sehen? Vielleicht Wasser-Preißelbeeren? Oder gekochtes Wasser mit Wachholdersirup. Es wird jedenfalls riesig gesund sein. Was meinst Du, Lisu, eine brillante Eremitage, die Du einmal erben wirst! Du kannst hier bleiben und gleich barmherzige Schwester werden. Mag in Storkyro wohl ein Bedürfnis sein; sie schlagen sich hier Spaßes halber oftmals tot. Oder Du kannst Geschäfte machen. Man muß ja etwas treiben, um leben zu können."

Lisu schwieg, aber Frau Margareta ergriff das Wort: „Mein lieber Freund, Du redest, so gut Du es kannst und verstehst. Du solltest einsehen, daß gewisse Menschen ihre zwei Seiten haben, eine gute und eine schlechte. Schwager Sten liebt es, aller Welt die schlechte Seite zu zeigen, und von der magst Du sagen, was Du willst, aber er hat auch eine gute Seite, die sehr selten und fast nur wider seinen Willen an den Tag kommt. Lisu kennt ihn besser als Du."

„Ich verstehe. Die schlechte Seite ist dies allerliebste Haus, die gute — eine Million. Lisu ist seine Erbin, sie kennt also seine gute Seite."

„Ja," antwortete Lisu verletzt, „ich weiß etwas von der guten Seite, und die ist mehr als Millionen wert. So viel kann ich Dir sagen: die meisten Menschen wollen gern besser scheinen als sie sind, einige aber haben den Wunsch, schlechter zu scheinen als sie sind. Mein alter Onkel gehört zu den letzteren."

„Das sollst Du mir nicht einreden. Mit sechstausend Reichsthalern weckte ich den Bären aus seinem Winter-

schlaf. Mit einem Dukaten werde ich seine Seele kaufen. Lisu . . . . darfst Du ihm Deinen goldenen Ring zeigen? In diesen Zimmern sieht man nichts Gelbes."

„Ich bitte Dich, Lars Roderik, beschwöre nicht die bösen Geister!" bat Lisu unruhig. „Sie finden sich überall, in Deiner Brust so gut wie in der meinigen. Und wo sie sich melden, da soll man nicht trotzig herausfordern, sondern demütig beten."

„Sagte ich nicht, daß Du selber an sie glaubst? Nun wohl, zeige Du ihm deinen goldenen Ring, sonst thue ich es. Thut er nicht, als verachtete er die Welt, der alte Wucherer? Heuchelt er nicht eine Philosophie, die ihn über die andern Serblichen erhebe? Versuche ihn! Wir kennen ja den Talisman."

„Was schwatzt er da in seinen ungeborenen Bart hinein?" sagte Frau Margareta, deren praktischer Blick an dem Reisemantel einen losen Knopf entdeckt hatte, den sie mit eigener Hand wieder annähen zu wollen schien. „Keine Dummheiten mehr, mein lieber Lars Roderik. Du magst denken, was Du willst, aber laß es heute abend an einem Schuß genug sein. Sieh, da ist unser lieber Schwager Sten wieder. . ."

Der Kommissär kam mit einer dampfenden Kanne von feinem Porzellan und drei, seltsam genug, krystallhellen, geschliffenen Gläsern, die er auf den Schreibtisch setzte, wieder hinein. „Trinkt nun!" sagte er.

Lars Roderik ließ sich soweit herab, mit einer schlecht verhohlenen Grimasse von der verdächtigen Flüssigkeit zu trinken, entdeckte aber zu seiner Verwunderung, daß es ein feiner, mit Vanille abgekochter Portwein war. Es strömte eine angenehme Wärme durch seine steifen Glieder,

und er sprach sein Bedauern nur darüber aus, daß der Wirt seinen Gästen nicht zutrank.

„Ich trinke Wasser," sagte der Alte mit demselben satirischen Lächeln, welches den jungen Studenten schon einmal irritiert hatte. „Der Wein ist wirklich besser, als man ihn heutigestags kaufen kann. Ich habe ihn von einem Lissaboner Hause, das seiner Zeit mit dem unsrigen in Verbindung stand."

„Torlades & Komp." bemerkte Frau Margareta, mit Wohlbehagen von dem warmen Trank nippend. „Wir haben an dasselbe Haus viel Theer verkauft und viel Salz wieder eingekauft."

„Deshalb weiß Onkel Theer und Salz zu veredlen," sagte Lars Roderik. „Onkel muß trotzdem einräumen, daß er sich zuweilen daran gütlich thut. Wie ist es möglich, solche Weine zu besitzen, ohne sie zu trinken!"

„In deinem Alter ist es vermutlich unmöglich," antwortete der Kommissär; „wenn man aber so alt geworden ist wie ich und vielleicht auch etwas geizig, dann hat man mehr Freude daran, solch seltene Ware zu besitzen als sie zu genießen. Ich betrachte die Flaschen in meinem Keller als junge Menschen: es ist Leben und Feuer in ihnen, und man vergiebt es ihnen, selbst wenn sie einmal über den Strich gehen."

Lars Roderik fühlte sich geschlagen. „Das ist eine Komödie," dachte er und spielte mit einer goldenen Münze, die er in der Westentasche hatte. Goldmünzen waren damals selten, aber es kamen doch dann und wann russische Imperialen in Kurs, und zufälligerweise hatte er einen solchen, den er in Helsingfors eingewechselt, bei sich.

Sollte er dem Heuchler die Maske abreißen? Die Versuchung war zu stark, als daß ein junger Mensch,

der sich obendrein verletzt fühlte, ihr hätten widerstehen können.

„Da wir von echten Weinen sprechen," sagte er, „denke ich auch an echte und falsche Münzen. In Lappo hat man lange schwedische Scheine nachgemacht, aber wer sollte glauben, daß man nun auch angefangen hat, russische Imperialen nachzumachen?"

„Was? Das sollst Du mir nicht einreden!" sagte Frau Margareta.

„Ich versichere Dich, es ist wahr . . . Ich wechselte heute mittag einen Fünfzigrubelschein, und sieh her, was ich erhalten habe! Es ist kaum möglich, den Klang von dem der echten zu unterscheiden."

Mit diesen Worten ließ er den halben Imperial gerade vor dem Kommissär auf den Schreibtisch fallen.

Die Wirkung kam augenblicklich und war fürchterlich. Der alte Mann machte einen Schritt zurück, sein Gesicht verzog sich, seine Lippen preßten sich zusammen, seine Hände ballten sich krampfhaft, seine Augen starrten mit unbeschreiblichem Grauen auf die goldene Münze, und mit einem Schmerzensschrei stürzte er in das nächste Zimmer.

9. Krieg, Entdeckungen und Träume.

Der Imperial tanzte beständig vor seinen Augen.

Bestürzt, daß sein übermütiger Scherz so rasche und unerwartete Folgen gehabt hatte, sah der junge Student dem Alten voller Angst nach, während Lisu ihn kräftig am Arm ergriff und in einer Gemütsbewegung, die sehr ver-

schieden von der schweigenden Ruhe war, die sie bisher bewahrt hatte, ihn mit den Worten anfuhr: „Sagte ich es Dir nicht? Du bist ein herzloser Mensch. Was hat Dir der alte Mann gethan, daß Du so grausam seines Unglücks spotten kannst?"

„Aber ich konnte ja so etwas nicht erwarten. . ."

„Hast Du nicht Hans Christopher Halms Geschichte gehört? Und trotzdem kannst Du so leichtsinnig mit jenen schrecklichen Mächten spielen, die sich in der Seele eines Menschen regen, wenn sie sich von ihrem Gott losgelöst hat! Ja, spotte nur, lache nur über diese Einbildungen, sie haben dennoch für diejenigen, welche unter ihnen leiden, eine ebenso wirkliche wie schreckliche Macht. Deine einzige Entschuldigung ist, daß Du keine Ahnung von dem hattest, was Du thatest. Aber ich sage Dir, daß der unglückliche alte Mann hundertmal besser ist, als Du es bist, Du, der noch in keiner Prüfung des Lebens bewährt erfunden bist; denn ist er auf verkehrte Wege geraten, kann er sich von den Folgen eines unglücklichen Lebens nicht mehr frei machen, er sucht doch die Wahrheit, und das kann man von Dir nicht sagen . . . Gute Nacht, Mutter; ich kann ihn jetzt nicht allein lassen. Madame Vidström wird schon für Abendessen und Nachtherberge sorgen."

Und Lisu verschwand durch dieselbe Thür, aus welcher der Kommissär hinausgegangen war.

„Was sagte sie?" fragte Lars Roderik höchlich erstaunt, sowohl über die Begebenheit, deren Zeuge er gewesen war, wie über solche Sprache seiner schweigsamen Cousine.

„Sie sagte," antwortete Frau Margareta, fast ebenso bestürzt wie er und ganz gegen ihre Gewohnheit merkwürdig sanftmütig, „sie sagte, daß Schwager Sten . . . ja, ich habe wohl davon sagen hören, aber hätte doch nie-

mals geglaubt, daß es so weiter erben könnte . . . O, das ist ja schrecklich . . . . das ist ja der selige Schwiegervater selber! Gott erbarme sich, nie werde ich die Augen vergessen . . . der Mensch ist ein jämmerlich Ding . . . . o, nun meldet sich meine Kolik."

„Wohin ging Lisu?"

„Wohin sie ging? Zu ihm natürlich. Sie ist hier nicht unbekannt, war ja vorigen ganzen Winter bei Schwager Sten. Daß ich doch so thöricht sein und wieder umkehren konnte, statt nach Tammerfors zu fahren! Das ist Deine Schuld. Wer hatte Dir erzählt, daß er im Sterben liege?"

„Ein Mann, der vom Norden her kam und mir sagte, daß er mich kenne, aber ich kannte ihn nicht."

Ein kleiner, älterer Mann in einem Rock von Schafspelz, mit rotem Gürtel und brauner Pelzmütze?"

„Ja, gerade so wie Tante ihn beschreibt. Wir kamen in ein Gespräch, als er seine Pferde in einem Wirtshause, einige Meilen nördlich von Ruhala, fütterte."

Frau Margareta vergaß Schwager Sten, Lisu, ihre Kolik und die Jämmerlichkeit der Menschen, schoß wie eine Rakete in die Höhe und trat so drohend vor ihren Schwestersohn, daß er es für das Richtigste hielt, sich hinter den alten Schreibtisch zu retirieren. „Das war ja Pellavoinen!" rief sie.

„Ist das möglich!"

„Die listige Schlange! Der schändliche Betrüger! Er ahnte daß ich ihm auf den Fersen war! Er wußte, daß Du mich treffen würdest, und daß Du einfältig genug seiest, Dir eine solche Geschichte aufbinden zu lassen und daß Du sie mir gleich wieder auftischen würdest. Und es ist ihm gelungen, es ist ihm ganz und voll gelungen, dem

gemeinen, hinterlistigen Schurken! Nun lacht er sich auf dem Markt ins Fäustchen, während wir hier in Storkyro zwanzig Meilen weit weg sind, und zwar bei einem halbverrückten alten Menschen, der vermutlich eben so lange leben wird wie Methusalem! . . . Lars Roderik, wäre ich nicht deine leibliche Tante, ich würde Dich prügeln, bis Du braun und blau wärest, so wahr ich Dir als Knaben öfters die Rute gegeben habe, denn die ganze Geschichte ist Deine Schuld! Geh weg und schäme Dich! Aber einen Rat will ich Dir noch auf den Weg geben, werde niemals Kaufmann! Das würd' schön werden! Dein Vater versteht sich darauf, das muß man ihm lassen, obgleich er mir den ganzen Flachshandel verdorben hat, aber Dich würden die Lübecker narren können und gäben sie Dir Heu zu fressen, Du würdest es als Konfekt essen."

Wer weiß wie lange Frau Margareta ihrem Zorn noch in so unverhohlener Weise Luft gemacht hätte, wenn nicht die unangenehme Person, die sich Madame Vidström nannte, und welche offenbar nach dem Kommissär die herrschende Großmacht war, ins Zimmer getreten wäre, eine Serviette auf den Schreibtisch gelegt und das Abendessen aufgetragen hätte. Frau Margareta, die Pellavoinen nicht vergessen konnte, beruhigte allmählich ihre aufgeregten Gefühle, während ihr Schwestersohn folgende Unterhaltung mit der Großmacht eröffnete:

„Wie gehts dem Kommissär?"

„Schlecht."

„Ist er öfters krank?"

„Selten."

„Wir machen Madame Vidström viele Mühe."

Keine Antwort.

Das ärmliche Aussehen des Hauses war ebensowenig

ein Hindernis für ein reiches Abendessen, wie Pellavoinen oder der innere Krieg Frau Margareta abhielt, das frische Roggenbrot zu rühmen oder Lars Roderik zurückschreckte, die ganze Zukunft von fünf jungen Hühnern zu zerstören, da er ebensoviele hartgekochte Eier verspeiste. Er machte noch einen Versuch, mit der stummen Sphinx, welche die Geheimnisse des Hauses bewahrte, eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Delikate Eier! Und die Sülze — ah, man wird lange suchen können, bis man solche wiederfindet, und .... ich kenne viele große Güter, auf denen man neidisch sein würde .... wie heißt dieses Gut?“

„Yrjöla.“

„... wenn man da eine dicke Milch fabrizieren könnte, wie auf Yrjöla. Es muß hier eine ausgezeichnete Meierei sein.“

Keine Antwort.

„Der Kommissär wohnt recht einsam draußen auf dem Lande. Es werden nicht lauter gute Tage sein, die Madame Vidström hier erlebt, wenn sie für ein solches Gut und einen alten kränklichen Herrn sorgen muß und immer so allein ist. Ich nehme an, daß der Kommissär ein hübsches Salär zahlt?“

Keine Antwort.

„Ja, man hört so viele Verleumdungen hier auf Erden. Als ob man geizig zu sein brauchte, wenn man sich ein kleines Vermögen erwirbt, oder ein Wucherer, wenn man Geld gegen anständige Zinsen verleiht. Ich glaube sicher, der Kommissär wird die Armen der Gemeinde in seinem Testament nicht vergessen.“

Die Haushälterin antwortete nur mit einem Blick, der es deutlich genug sagte, daß alle weiteren Fragen

überflüssig seien. Es ward abgedeckt, ein Bett im Zimmer gemacht, und der junge Herr, der annahm, dasselbe sei für seine weiblichen Reisegefährten bestimmt, warf seinen Pelz in eine Ecke des Zimmers, um sich dort ein Nachtlager zu bereiten.

„Er hier!" sagte sie, auf das Bett zeigend, „und die Frau da drinnen!"

„Hier sind also mehrere Zimmer?"

„Madame Vidström hat etwas anderes zu thun, als auf dumme Fragen zu antworten," sagte Frau Margareta. „Gute Nacht! Mögest Du mit mehr Verstand wieder aufstehen, als Du nun hast, da Du dich hinlegst."

Sie verschwand in demselben Zimmer, in welches der Kommissär sich zurückgezogen hatte, und das durch die halb geöffnete Thür einen viel behaglicheren Anblick gewährte, als die Reisenden bisher gehabt hatten.

Lars Roderik Graberg war bald allein, zündete sich nun eine Cigarre an und blätterte in einem auf dem Schreibtisch liegenden, offenbar sehr zerlesenen Buch. Es war eine Tabelle, auf welcher Kapital und Zinsen von 1 Schilling bis 100 000 Reichsthalern zu 1—6 Procent für verschiedene Zeiten, von einem Tage bis zu einem Jahre berechnet war. Diese Bibliothek, das einzige, was er entdecken konnte, schien ihm ebenso charakteristisch für den Besitzer wie uninteressant für eine weniger ökonomisch angelegte Person zu sein. Er warf das kleine Heft spöttisch fort, und sah, wie ein loses Blatt aus demselben herausfiel. Es enthielt in Farbendruck ein lateinisches Gebet an die Jungfrau Maria.

Wie dieses Blatt in ein solches Heft gekommen war — die Frage war Lars Roderik zu unwichtig, als daß er ihr einen weitern Gedanken geschenkt hätte. Er sah sich

im Zimmer um. Außer dem Pulte und den beiden verschlossenen Schränken bemerkte er nichts Geheimnisvolles, nicht einmal das Familienerbe, den alten messingbeschlagenen Geldkasten von Eichenholz. In den Schubladen des Tisches waren Fischangeln und Angelhaken, Hammer und Nägel, Garnwinden, Zündhölzer, Feuerschwamm und Feuersteine, sowie verschiedene andere Sachen, die nach Mowitz Auktionsprotokoll „von keiner menschlichen Vernunft geschätzt werden konnten.“ Eine hölzerne Bank am Ofen, die niemals Farbe gesehen hatte, ein Vorrat von Brennholz und an der zerrissenen, mit alten Zeitungen ausgebesserten Tapete ein durch Staub und Fliegenschmutz fast unkennlich gewordenes Gemälde, das den Einzug der Alliierten in Paris vom Jahre 1814 darstellte, und alles verfallen, vernachlässigt und verkommen! Das war nicht nur ärmlich, es war cynisch jammervoll. Man konnte sich keine traurigere Umgebung denken. Und die Bewohner dieses Zimmers erhoben den Anspruch auf die Weltweisheit eines Philosophen!

Ärgerlich und müde zugleich warf sich der Jüngling auf sein Bett. Welch merkwürdiger Widerspruch! dasselbe war so rein und gut, als wärs in einem gastlichen Pfarrhause bereitet.

Waren es nun die Eindrücke, welche die Begebenheiten des Tages auf ihn gemacht hatten, oder die Sülze und die fünf hartgekochten Eier — genug, der Schlaf floh die müden Augen des jungen Studenten. Kindheitserinnerungen aus Haus und Schule verbanden sich mit neueren Erinnerungen aus dem bewegten Leben, das er nun seit zwei Jahren in der Universitätsstadt geführt hatte. Er war ein wilder und übermütiger Schulknabe gewesen, dessen guter Kopf hatte ersetzen müssen, was ihm

an Fleiß fehlte; ein frischer, lebensfroher Student, der gewiß kein wildes, ausschweifendes Leben geführt, aber doch verstanden hatte, das Leben zu genießen; gewiß war er kein Müßiggänger gewesen, aber er hatte doch nur studiert, was ihn interessierte, und war nicht gerade reich an wirklichen Kenntnissen zurückgekehrt. Nun, in seinem zwanzigsten Lebensjahre war er weder mehr noch weniger als mancher andre Sohn eines reichen Mannes: ein Fragezeichen an das Leben, ein Spielball des Augenblicks, ein Schiff ohne Steuer, das sich unbekümmert vom Winde treiben ließ, hinaus auf den unendlichen Ocean der Zukunft, der im Sonnenschein vor ihm lag.

Aber doch hatte er eine sehr gute Eigenschaft, in Lars Roderik Grabergs Seele fand sich ein natürliches Rechtsgefühl und jene noch unklare Sympathie für alles Hohe und Edle, für alles Gute und Schöne, eine Sympathie, die sich in der unverdorbenen Seele eines Jünglings selten verleugnet. Warum verachtete er sonst den alten Wucherer und sein heuchlerisches Spiel mit edleren Gefühlen so tief? Warum erschienen ihm selbst die Handelsinteressen, unter denen er aufgewachsen war, und um derer willen seine praktische Tante auf den Markt reiste, so klein und unbedeutend? Warum hatte er so vornehm auf seine Cousine herabgesehen, bis ein unerwartetes Wort von ihren Lippen ihn in Verwunderung setzte. Dieses Wort hatte ihm selber gegolten, und es hatte ihn unter einen Mann herabgedrückt, den er so tief verachtete: „er sucht doch die Wahrheit, und das kann man von Dir nicht sagen.“ Was ist Wahrheit? Was ist das Ziel dieses Lebens, das ein Mann nur zu suchen braucht, um dadurch so hoch zu stehen, daß er in einem Abgrund von Jämmerlichkeit auf den starken Mann herabsehen darf, der seine Schwachheit verachtet?

Zum erstenmal in seinem Leben hatte Lars Roderik sich diese Frage vorgelegt. Er fühlte es, daß sie früher oder später eine Antwort fordern werde, aber nun war er zu müde und zu leichtsinnig, um solch ernste Gedanken lange festhalten zu können. Er wollte schlafen und konnte doch nicht. Er versuchte es mit den gewöhnlichen Mitteln zu erreichen, dachte an das gleichgültigste und langweiligste der Welt, an Professor X's schläfrige Vorlesungen, das Kontobuch seiner Ausgaben, müde Postpferde, an die unendliche Heide von Kallenautio, an Tante Margaretas Spekulation, wie sie Schwager Sten beerben könne, an Frau C's Diners, die in wohlklingenden Hexametern besungen worden waren:

„Dank für Kartoffeln und Speck, und Dank für Speck und Kartoffeln!"

Mit Hülfe dieser Zaubermittel, die außerdem noch einen Bund mit seiner Jugend und Müdigkeit schlossen, fiel Lars Roderik schließlich in einen behaglichen Zustand zwischen Schlafen und Wachen, in welchem die Gedanken sich nicht mehr recht aufschwingen können und die Bilder, die vor den Augen des Geistes stehen, wie in der Dämmerung der untergehenden Sonne verschwinden. Das Licht brannte allmählich nieder und ging von selber aus. Das Dunkel der Dezembernacht, noch dadurch vermehrt, daß die Fensterläden geschlossen waren, legte einen undurchdringlichen Schleier über alles um ihn her.

Lars Roderik schlief indessen nicht fest und tief, und wenigstens schwebte ein Bild fort und fort vor seiner Seele, und das war der Imperial, der eine so seltsame Wirkung ausgeübt hatte. Er tanzte unablässig vor seinen Augen, bald klein und dünn wie ein Rechenpfennig, bald groß und strahlend wie der Mond, wenn er voll am

Himmel steht. Er ließ ihm keinen Frieden, er klang in seinen Ohren, er fuhr ihm aus seinen Händen, hüpfte und sprang hin und her, bald auf der Decke, unter der er lag, bald am Rande des Bettes, bald auf der Erde, bildete rote Kreise, wie wenn man einen glühenden Spahn schwingt oder hellglänzende Streifen, wie wenn in der Nacht ein Stern vom Himmel fällt. Er ward immer zudringlicher und unerträglicher; schließlich kroch er geisterhaft auf ihn los. Nun wars mit dem Schlaf vorbei; Lars Roderik setzte sich aufrecht in seinem Bette hin, um sich zu überzeugen, daß er geträumt habe.

Verwirrt starrte er in die Finsternis hinaus und wußte lange nicht, was er glauben solle. Gerade vor ihm, an der Wand ihm gegenüber, zeigte sich nämlich etwas, was dieser fatalen goldenen Münze ähnlich war — ein kleiner runder und glänzender Punkt, der ganz gewiß still stand, aber doch einen eigentümlichen, flimmernden Schein hatte. Der Ort, die Bewohner desselben, der Traum, das Dunkel, alles vereinigte sich, um diesen leuchtenden Punkt, dessen rechte Beschaffenheit er nicht ergründen konnte, immer unheimlicher und schauerlicher zu machen.

Da der leuchtende Punkt indessen unbeweglich stehen blieb und sich gar nicht veränderte, faßte Lars Roderik Mut, stand auf und ging an die Wand, an der das Phänomen sich zeigte. Etwas erleichtert ums Herz machte er die Entdeckung, daß der tanzende Imperial nichts anderes als ein Lichtstrahl war, der durch das Schlüsselloch in der Thür zum Nebenzimmer fiel und die Wand gerade gegenüber traf. Diese Entdeckung würde einen andern vielleicht beruhigt haben, aber Lars Roderik kannte den guten Schlaf und die militärisch pünktlichen Gewohnheiten

seiner Tante, und mußte sich daher wohl verwundern, wenn dieses Licht noch so spät aus ihrem Schlafzimmer schien. „Die Alte schläft," sagte er bei sich selber. „Wer brennt denn so spät in der Nacht noch ein Licht? Sollte es der Kommissär selber sein?"

Bei dem alten Onkel war trotz des Jämmerlichen in seiner äußern Erscheinung doch etwas, was Lars Roderik sich nicht recht erklären konnte. Er mußte untersuchen, was dieses Licht bedeutete. Er wußte keinen andern Rat, als daß er leise die Thür öffnete. Zu seiner Verwunderung war es drinnen im Zimmer ebenso dunkel wie in dem seinigen. Unentschlossen blieb er horchend stehen und schloß aus einem wohlbekannten regelmäßigen Schnarchen, daß Frau Margareta in ungestörtem Frieden den Segen eines gesunden Schlafes genoß.

In seinen Erwartungen getäuscht, wollte Lars Roderik schon alle weiteren Untersuchungen aufgeben, als er wieder denselben feinen Lichtstreifen bemerkte, der von einem Punkte mitten in der Thür herrührte und, wie er richtig vermutete, durch das Schlüsselloch einer zweiten Thür drang.

„Also von da!" dachte er und schlich leise vorwärts, um das geisterhafte Licht zu verfolgen, das ihn schon so lange beunruhigt hatte.

---

10. Was Lars Roderik sah.

Eine unzeitige Geburt ist besser als er ....

Wer vor einem ungelösten, psychologischen Rätsel steht und sich außerdem durch die wenig schmeichelhaften Bemerkungen eines jungen Mädchens gereizt fühlt, wird eine

unter andern Verhältnissen wenig lobenswerte Neugierde nicht allzustreng beurteilen. Lars Roderik Graberg öffnete ohne weitere Bedenken die innere Thür, die zu Frau Margaretas Schlafkammer führte. Die Angeln mußten gut geschmiert sein; denn auch diese Thür öffnete sich, gerade so wie die äußere, leise, fast unhörbar. Ein heller Schein glänzte dem Eintretenden entgegen. Eine mit einem Reflexionsschein versehene Lampe stand in gerader Linie mit den Schlüssellöchern der beiden Thüren, woraus er sich erklärte, daß ein Lichtstrahl in das dritte Zimmer fallen konnte.

Lars Roderik blieb still in der Thür stehen, und was er sah, nachdem sich seine Augen an das helle Licht gewöhnt hatten, vermehrte noch sein Erstaunen. Er befand sich in einem ziemlich großen Zimmer voll ausgesuchter Möbel, die von kostbarstem Holz gearbeitet waren; der ganze Fußboden war mit einem persischen Teppich bedeckt. Dieses Zimmer war indessen nur halb erhellt, da der Schein der Lampe von einem kleinen Kabinett herrührte, und wie wenn in diesem geheimnisvollen Hause alles allmählich erst an den Tag kommen sollte, so war dieses innerste Kabinett mit seiner reichen Ausstattung würdig, eines Fürsten Schlafzimmer zu bilden. Man sah Draperien von rotem Sammet mit seidenen Fransen, einen mit Perlmutter eingelegten Schreibtisch, eine hohe silberne Lampe und zwei marmorne, trefflich ausgeführte Büsten, welche die Kaiser Napoleon I. und Alexander I. darstellten. Lars Roderik bemerkte, wie trotz all dieses fürstlichen Luxus keine Spur von Gold oder Vergoldung oder nur von gelber Farbe in diesen Zimmern zu entdecken war.

In einem hohen Lehnstuhl am Schreibtisch saß der

Kommissär Sten Halm. Er sah bleich und leidend aus, wie wenn er sich nach einer gewaltigen Gemütsbewegung gerade wieder gefaßt hätte. Lisu Halm stand vor ihm, und rieb eifrig die Schläfen des Alten mit einer wohlriechenden Essenz, welche ihren Duft über beide Zimmer verbreitete. Das zitternde Lampenlicht, welches von einem durchsichtigen Schirm mit einem Bilde von Napoleons Grab auf St. Helena gedämpft war, ließ die Gruppe in einem fast magischen Licht erscheinen, und der junge Student entdeckte nun zum erstenmal einen feinen, seelenvollen Ausdruck in dem Gesicht seiner schönen Cousine, das jetzt ganz anders aussah, als da er sie in dem groben Reiseanzug wiedersah, neben einer Mutter, die von der Natur offenbar dazu erschaffen war, in einer Marktboutique zu sitzen.

„Gehts Dir nun besser, Onkel?“ fragte das junge Mädchen zärtlich besorgt, indem sie ein weiches, seidenes Kissen unter den zurückgelehnten Kopf des Alten legte.

„Es ist überstanden,“ antwortete er, „ich bin jetzt nur noch sehr matt. Der böse Geist ist jetzt von mir gewichen, da mein guter Engel gekommen ist, um mich zu trösten. Magst Du mir etwas vorlesen, Lisu?“

„Was soll ich Onkel vorlesen?“

„Es liegt ein Zeichen in der Bibel, Kind. Schlag da auf und lies.“

„Das sechste Kapitel im Buch des Predigers?“

„Das ist richtig; lies!“

„Es ist ein Unglück, das ich sahe unter der Sonne, und ist gemein bei den Menschen. Einer, dem Gott Reichtum, Güter und Ehre gegeben hat, und mangelt ihm keines, das sein Herz begehret; und Gott ihm doch nicht Macht giebt, desselben zu genießen, sondern ein anderer

verzehret es; das ist eitel und eine böse Plage. Wenn er gleich hundert Kinder zeugete, und hätte so langes Leben, daß er viele Jahre überlebte, und seine Seele sättigte sich des Gutes nicht, und bliebe ohne Grab; von dem spreche ich, daß eine unzeitige Geburt besser sei, denn er. Denn in Eitelkeit kommt er . . ."

„Lies weiter!"

„Denn in Eitelkeit kommt er, und in Finsternis fähret er dahin, und sein Name bleibet in Finsternis bedeckt, wird der Sonne nicht froh, und weiß keine Ruhe, weder hier noch da. Ob er auch zweitausend Jahre lebte, so hat er nimmer keinen guten Mut: kommt es nicht alles an einen Ort?"

Bei diesem Wort konnte das junge Mädchen nicht weiter lesen, die Thränen erstickten ihre Stimme. Der Alte sah sie wehmütig an. „Auch sie!" sagte er bei sich selber. „Das ist doch fast zu schwer!"

„Warum weinst Du, Kind?" fuhr er nach einer Pause fort. „Meinst Du, daß diese Worte wie glühende Kohlen auf das Herz des alten, geizigen Wucherers fallen? Und doch habe ich absichtlich diese und ähnliche Worte der heiligen Schrift gewählt; sie sind mein tägliches Brot, sie schlagen mich wie mit Peitschen und sind zugleich wie ein köstlicher Balsam in den Wunden. Trockne Deine Thränen, und höre mich an. Soll ich Dir einiges aus der Geschichte meines Lebens erzählen?"

Lisu schwieg. Lars Roderik, der sich schon zu schämen anfing, daß er lauschte, und gerade vortreten wollte, schloß ganz recht, daß ihm dies die Lösung eines Rätsels rauben würde, nach welcher es ihn schon lange gebrannt hatte, und er blieb unbemerkt auf seinem Platze.

„Du schweigst?" fuhr der alte Mann fort. „Du

hast mich niemals nach meinem vergangenen Leben gefragt, und freilich, es wäre besser für Dich, wenn Du niemals erführest, wie tief ein armer Mensch fallen kann. Aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß auch Du mich verachten solltest wie alle andern. Verabscheue mich, Kind, ich habe nichts Besseres verdient, aber verachte mich nicht, Lisu, verachte mich nicht! Mein Gott, ich muß doch ein einziges menschliches Herz haben, das es weiß, nicht nur was ich gesündigt, sondern auch, was ich gelitten habe."

„Kann es Onkel eine Erleichterung sein, wenn er mir sein Herz aufschließt, dann will ichs gern hören," antwortete Lisu demütig.

„Ja, mein Kind, ich will mir denken, Du wärest mein Beichtvater. Die Liebe denkt nichts Arges; Du bist die reine Quelle, in die ich meine sündigen Thränen fließen lassen will. Aber verachte mich nicht! Alle, alle mögen es thun, nur Du nicht, nur Du nicht! Setze Dich hier auf den Schemel zu meinen Füßen, und sieh mich nicht an, sonst würde ich nicht erzählen können, es würde mich vernichten. So, ja, so ists recht. Nun höre eines Missethäters Beichte!"

Der Kommissär erzählte langsam und sich öfters unterbrechend:

„Mein Vater, Dein Großvater, war einer von den Klugen dieser Welt, aber trotzdem keiner von den schlechtesten, vielmehr hatte er in seiner Jugend ein gutes Herz. Aber nachdem er sich durch weise Sparsamkeit heraufgearbeitet hatte, wurde er hochmütig und meinte, er verdanke alles, was er erreicht habe, einzig und allein sich selber, und keinem andern. Da sandte Gott zu seiner Besserung die Tage, die ihm nicht gefielen, und er ward ärmer als der ärmste, aber das machte ihn nicht besser,

sondern nur schlechter und schlechter. Da kam eines Tages der Versucher zu ihm und sagte: „alles, was Du verloren hast und mehr noch, kann ich Dir geben; sag nur, was Du haben willst.“ Mein Vater antwortete: „Ich will Gold haben.“ — „Nichts anderes?“ erwiderte der Versucher höhnisch. „Du sollst haben, was Du verlangst, aber nur unter einer Bedingung.“ — „Und die wäre?“ fragte mein Vater. Der Versucher sagte: „Versprich mir, daß Du mir, wann ich auch komme, geben willst, was Du nächst dem Golde am höchsten in der Welt liebst.“ Meinem Vater schauderte, aber da er einen brennenden Durst nach Gold hatte und seine verlorenen Güter so gern wieder gewonnen hätte, auch meinte, es gäbe nichts auf Erden, was er so sehr liebe wie das gelbe Metall, ging er auf die Bedingung des Versuchers ein. Von dem Augenblick wandte sich das Glück, und nach wenigen Jahren kam mein Vater von der größten Armut zu einem so großen Reichtum, wie man hier bei uns im Norden wohl kaum für möglich gehalten hätte.

Bald darauf verheiratete er sich, und seine Frau schenkte ihm einen Sohn, den er sich sehr gewünscht und den er herzlich lieb hatte. Mein Vater hatte damals schon das schreckliche Gelübde vergessen oder that wenigstens, als ob er es vergessen habe und sprach nur sehr verächtlich von dem Versucher als von einem alten Zauberer, der ihn einmal betrogen habe. Man weiß ja von derartigem nie recht, was es ist: es kann ein böser Gedanke sein, der ein sündliches Herz erfüllt und wie mit Menschenzungen spricht. Aber als der Knabe getauft wurde, sahen die Anwesenden, wie mein Vater plötzlich leichenblaß ward und sich bemühte, etwas wegzubringen, was auf dem Kopf des Knaben war. Da es ihm nicht

gelang, kam er ganz außer sich, und bat die Umherstehenden, sie möchten ihm helfen, den goldenen Schleier zu entfernen, der sich um den Kopf des Knaben gelegt habe, so daß das Taufwasser denselben nicht berühren könnte. Meine Mutter und alle andern suchten ihn davon zu überzeugen, daß es eine Augenverblendung sei, die von der Morgensonne komme, die gerade durch die gemalten Kirchenfenster auf das Kind herabscheine, aber mein Vater blieb bei seinem Glauben, daß der Versucher seinen Erstgeborenen gefordert habe, und das Wasser der heiligen Taufe den Knaben nicht habe berühren können. Von der Stunde an ward mein Vater schwermütig und es kam ein solches Grauen vor allem Gold und allem Gelben über ihn, daß er es nicht sehen konnte, ohne in Raserei zu verfallen. Da aber der sündliche Geiz trotzdem seine Seele immer wieder auf böse Wege führte, geschah es, daß dasselbe Gold, welches er haßte und verabscheute, ihm zugleich lieber ward als alles andere, obgleich er es niemals anzusehen oder mit bloßer Hand anzufassen wagte. Ja, schrecklich, wenn das, was des Menschen Herz höchstes Verlangen ist, zur selben Zeit seinen tiefsten Abscheu hervorruft. Aber so ists immer mit den Götzen, die wir uns machen; sie haben alle eine Krone auf dem Kopfe, nach der wir begierig unsre Hände ausstrecken, und einen Stachel im Schwanz, der uns verwundet und uns zur Verzweiflung bringt."

„Sah Großvater auch noch später etwas, was ihm solchen Schrecken verursachte wie am Tauftage?" fragte Lisu scheu.

„Das war so eine eigene Sache," fuhr der Alte fort. „Wenn Dein Großvater mit der ganzen Kraft seiner Seele bei seiner Arbeit war und nur daran dachte, wie

er Geld verdienen könne, dann hatte er einigermaßen Ruhe und sah kein Gesicht, nur daß er, wie gesagt, kein Gold sehen konnte. Aber sobald er seine Gedanken und seine Liebe auf etwas anderes richtete, ob auf Gott oder auf Menschen, kam das Gespenst wieder. Hast Du schon von dem alten heidnischen König gelesen, der die Götter bat, es möchte alles, was er anrührte, sich in Gold verwandeln?"

„Ich habe davon gelesen. Es heißt, daß schließlich auch alle Speisen in seinen Händen zu Gold wurden."

„So weit kam es nun wohl nicht mit Deinem Großvater, aber ähnlich wars doch. Ging er zur Kirche und suchte andächtig seine Augen auf den Altar, den Prediger oder das Gesangbuch zu richten, so schien ihm alles wie vergoldet zu sein. Tröstete er seine Frau, herzte er seine Kinder, oder sah er irgend einen Menschen nur freundlich oder barmherzig an, gleich sah er über denselben einen goldenen Schein, der ihn wegtrieb. Alles, was er liebte oder nur gern hatte — das Zimmer, in dem er sich aufhielt, die Kleider, die ihm am besten zu passen schienen, der Hund, der seine Hand leckte, das Pferd, mit welchem er an den Winterabenden am liebsten fuhr — über dem allen breitete sich jener entsetzliche, bleiche goldene Schleier aus, den er bei der Taufe seines erstgeborenen Sohnes über dessen Haupt gesehen hatte. Denke Dir, Kind welch furchtbare Qualen solch ein Mensch leiden mußte! Und niemand konnte ihm helfen. Oft wollte er in seiner Verzweiflung alles, was er hatte, den Armen schenken, aber er konnte es nicht; er war wie mit Ketten der Finsternis an das gebunden, was der Fluch seines Lebens war. Deshalb zog Dein Großvater sich von Gott und Menschen zurück, ward mit jedem Tage schwermütiger,

aber auch geiziger, und zuletzt starb er in einem Anfall von Raserei, als er einige Dukaten sah, die in seinem Zimmer auf die Erde gefallen waren und auf die sein Auge fiel, als unerwartet Licht ins Zimmer kam."

Hier schwieg der Alte. Die Erzählung hatte ihn offenbar angegriffen. Einige Minuten später fragte er plötzlich: „Verstehst Du mich nun?"

„Ich verstehe noch nicht, wie meines unglücklichen Großvaters Schicksal mit dem meines Onkels zusammenhängt," antwortete Lisu mit niedergeschlagenen Augen.

„Ein Wort wird genügen, um Dir alles zu sagen. Dieser erstgeborene Sohn, den der Versucher haben wollte, und über dessen Kopf mein Vater zum erstenmal den goldenen Schein sah, der ihn später verfolgte, dieser Mensch, der von der Geburt an das schreckliche Kainszeichen des Goldes an seiner Stirn trug — der war ich!"

---

11. Sten Halms Lebensgeschichte.

> Ich sah über seinem Haupt denselben schrecklichen goldenen Schein . . .

Nach dem erschütternden Bekenntnis, wie wir es am Schluß des vorhergehenden Kapitels erzählt haben, saß der alte Mann lange schweigend mit halbgeschlossenen Augen da, und seine erschrockene Hörerin hatte nicht den Mut, ihn zu stören. Eine Uhr im Kabinett schlug zwei, und unterbrach dadurch die geheimnisvolle Stille. Lars Roderik, der auf seinem unbemerkten Platz geblieben war und, um es etwas bequemer zu haben, sich auf einen Mahagoni-Lehnsessel niedergelassen hatte, wußte nicht recht,

was er von dem innern Zusammenhang dieser mystischen Geschichte denken sollte. Es schien ihm am natürlichsten, den Grund für diese vermeintliche Geschichte und die Versuchungen eines bösen Geistes in einer krankhaften Überreizung des Nervensystems zu suchen; dieselbe, so meinte er, habe fixe Ideen erzeugt und die Phantasie habe ihnen später eine äußere Existenz gegeben, wodurch diese beiden unglücklichen Menschen, Vater und Sohn, an den Rand des Wahnsinns gebracht wären. Aber wenn er es dann wieder hörte, wie der Alte mit einer so gewissen Überzeugung von diesen seltsamen Geschichten sprach und in allem andern einen so klaren, oft so scharfen Verstand an den Tag legte, so mußte Lars Roderik es doch einräumen, daß diese unglücklichen Geschichten, von denen man im übrigen ja denken konnte, was man wollte, jedenfalls für ihre beklagenswerten Opfer volle und schreckliche Realität gehabt hatten.

Der Alte strich sich dann mit der Hand über die Stirn, wie wenn er seine verwirrten Gedanken wieder auf den rechten Weg zurückführen wollte, und setzte seine Geschichte, wie folgt, fort:

„Als mein Vater starb, war ich schon lange auf Reisen im Ausland gewesen und hatte in einem berühmten Hause zu Madrid die Handelswissenschaft erlernt. Ich kannte damals noch nicht den wahren Grund für die Schwermut meines Vaters; ich erfuhr denselben erst mehrere Jahre später. Meines Vaters seltsame Launen schrieb ich auf Rechnung von Grübeleien, die selbst bei denen nicht ungewöhnlich sind, welche dazu keinerlei Grund haben, und ich kann nicht gerade behaupten, daß mich sein Tod sehr betrübte, denn er war ein strenger und in meinen Augen viel zu sparsamer Vater gewesen. Ich erbte ein

bedeutendes Vermögen und hob es, sobald ich mündig geworden war, unter dem Vorwand, mit dem französischen Handelshause in Kompanie zu treten, aber in Wahrheit, um nach Paris zu reisen und dort in kurzer Zeit das ganze große Vermögen durchzubringen.

Es war im Jahre 1793, zur Zeit der berüchtigten Schreckensperiode, da das edelste Blut Frankreichs in Strömen unter der Guillotine floß, und die wahnsinnigste Gotteslästerung als Zeichen einer guten Erziehung und einer vorurteilsfreien Lebensanschauung angesehen wurde. Glaube nicht, daß man sich weniger amüsierte, weil man jeden Tag nur einige Schritte vom Schaffott entfernt war! im Gegenteil, je weniger man hoffen durfte, den folgenden Morgen zu erleben, um so mehr wollte man den flüchtigen Augenblick genießen. Ich hatte aus meinem väterlichen Hause keinen Glauben mit mir auf die Reisen in fremde Länder genommen, ich betete nicht einmal den Mammon an, und ward daher eine leichte Beute der Irrtümer jener Zeit. Mein Herz verhärtete sich nur noch durch den täglichen Anblick so vieler Schreckensscenen; ja, mein Kind, auch ich huldigte der traurigen Lebensweisheit: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ Aber während ich nun diese Lehre in die Praxis umsetzte, sah ich plötzlich, daß es mit meinem Reichtum, den ich für ganz unerschöpflich gehalten hatte, am Ende war, und ich ward gezwungen, bei Nacht und Nebel die große Stadt zu verlassen, und alle ihre verführerischen Vergnügungen, alle ihre munteren Gesellschaften und leichtfertigen Sirenen zu opfern, um nicht einer Menge erbitterter Kreditoren in die Hände zu fallen.

„Ich floh, ohne zu wissen, wohin. Ich war des Lebens überdrüssig, aber „das große Unbekannte jenseit

des Grabes“ schreckte mich von der Sünde des Selbstmordes zurück. Es war um die Zeit, als die französische Armee dreizehn Armeen auf einmal ins Feld führte. Als der Morgen graute, befand ich mich in einer kleinen Stadt, aus der eine Schar junger Freiwilliger unter den Klängen der Marseillaise auszog, um sich mit dem Corps Pichegrus zu vereinigen. Mein Entschluß war gefaßt, ich ging in den Dienst der Republik und kämpfte in zwölf blutigen Jahren, zuerst unter Pichegru, später unter Bonaparte in Holland, Deutschland, Italien und Ägypten, bis ich in der Schlacht bei Austerlitz durch einen Säbelhieb am Kopf schwer verwundet ward und im Jahre 1806 meinen Abschied als Major erhielt. Während dieser zwölf Jahre hatte ich in der Schule des großen Napoleon einen Gott kennen lernen, für den ich lebte und kämpfte: die Ehre, aber ich wars nicht allein; die ganze französische Armee betete im Rausch ihrer Siege denselben Moloch an, obgleich derselbe Tausende und Abertausende in seinem feurigen Schlund verschlang. O, es war doch ein schöner Gott, mit hoher Stirn und edler Haltung. Mein Herz wird noch warm, wenns daran denkt. Schade, schade, daß er so blutig und so selbstsüchtig war! Der Gott, den ich später anbetete, war ein Ungeheuer von viel niedrigerer Art, aber, wenn es möglich wäre, noch selbstsüchtiger und seelenmörderischer.“

Hier trat wieder eine Pause ein, worauf der Alte fortfuhr:

„Warum sollte ich Dir die Wahrheit verbergen, — obgleich Du sie nicht ganz verstehen kannst? Nachdem ich meinen Abschied erhalten hatte, trieb ich mich einige Jahre mit einer kleinen Pension herum und wurde, weniger aus Neigung als aus Mangel an Beschäftigung, Spieler.

Das forderte kein Blut, aber, glaubs mir, es mordete die Seele mit größerer Grausamkeit als das Schwert. Das Glück wechselte, und schließlich hatte ich meinen letzten Heller verloren. Da erinnerte ich mich meiner reichen Verwandten in Finnland und kehrte nach der Heimat zurück. Meine Mutter und mein jüngerer Bruder hatten unser Geschäft fortgesetzt und zahlten mir mein väterliches Erbe aus, mit welchem ich wieder wie zuvor spekulierte. Aber ich war zu stolz, um mit Teer und Holz zu handeln, ich wollte Millionen haben, spielte am Roulette des Hazardtisches — und verlor. Du hast vielleicht von einer Ladung Silber gehört und von einem Schiff, das in den Grund gebohrt ward . . . ?"

Lisu schwieg. Sie wagte es nicht auszusprechen, daß ihr diese häßliche Geschichte nicht unbekannt war.

„Siehst Du," fuhr der Alte schwermütig fort, „man kann der Ehre gedient haben und sich doch so tief unter die einfachsten Begriffe eines unwissenden Bauern von Ehre und Gewissen erniedrigen. Als das geschah, war ich schon in die Macht meines zweiten Gottes, des Mammon, gekommen. Ich habe ihn erst am Spieltisch kennen gelernt, aber von da streckte er auch seine Hände nach mir aus und ergriff mich unwiderstehlich wie ein Schicksal. Nach meinen mißlungenen Handelsspekulationen reiste ich wieder ins Ausland und trieb mich vier Jahre als Spieler von Profession umher. Ich war nun vorsichtiger geworden, berechnete mehr und gewann mehr — gewann sehr viel! Ich betete den Zufall an, in meinem einsamen Zimmer fiel ich auf meine Kniee und bat die Glücksgöttin um ihren Segen . . . o der menschlichen Erbärmlichkeit! ich glaubte nicht an Gott, aber ich glaubte, wie alle Atheisten, an glückliche und unglückliche Vor-

bedeutungen, an all die Albernheiten, die der Aberglaube je ersonnen hat; ich glaubte vor allem an Glück und Unglück im Spiel. Ich punktierte und machte Aufzeichnungen, ich träumte und glaubte schließlich, ich hätte den Schlüssel zu der Kunst, immer zu gewinnen, gefunden. Aber sie betrog mich trotzdem wieder, die falsche Göttin, der ich diente. Während einer einzigen Nacht in Krakau verlor ich alles, was ich in den vorhergehenden Jahren gewonnen hatte, und wollte, da ich nur einen Gulden noch in der Tasche hatte, mein elendes Leben in der Weichsel enden, die schwarz und unheimlich unter den Fenstern des Spielhauses hinströmte.

In wilder Verzweiflung stürzte ich hinaus, um meinen Vorsatz auszuführen, da begegnete mir in der Thür ein kleiner alter Mann, der wie ein polnischer Jude gekleidet war. Seine dunkeln, tiefliegenden Augen schienen mich zu durchbohren, und ein höhnisches Lächeln spielte um seine dünnen Lippen. Ich hatte ihn öfter am Spieltisch gesehen und meinte bemerkt zu haben, daß ich in seiner Nähe meistens gewann. „Wohin?“ fragte er gleichgültig. Ich hatte nicht den Mut, ihm zu antworten. „Sie haben verloren,“ sagte er kalt. „Sie sind ein Narr und verstehen nicht, zu gewinnen.“ „Es ist unmöglich,“ antwortete ich, „ich habe alle Chancen des Spieles berechnet, und doch . . .“ — „Und doch haben Sie eins vergessen,“ fuhr er höhnisch fort. „Wer ein Ziel erreichen will, was es auch sein mag, der muß alles dransetzen, sich selber mit Leib und Seele. Und Sie glauben, das Gold allein sei eine Ausnahme, und man könne es mit geteiltem Herzen gewinnen! Gehen Sie, Sie verdienen es nicht, eine Bank zu sprengen?“ — „Eine Bank zu sprengen?“ wiederholte ich zitternd. „Und was muß ich denn thun,

um das zu erreichen?" — „Nichts anderes," antwortete der Jude, „als alle andere Liebe verschwören und keine andere im Herzen behalten als die Liebe zum Golde, taub und blind gegen alles sein, was nicht direkt oder indirekt zu diesem Ziele führt, kurz nur dafür leben und sterben. Können Sie das?" — „Ja," rief ich, „Sie haben recht; ich kann es, und ich verspreche es, wenn Sie mir nur den Weg zum Ziele zeigen wollen!"

Wieder lachte der kleine Mann so spöttisch, daß mir das Blut in meinen Adern erstarrte. „Gehen Sie hin und spielen Sie," sagte er; „halten Sie sechsmal auf Schwarz und dann jedes drittemal auf Rot. Das weitere ergiebt sich von selber." — „Aber," wandte ich niedergeschlagen ein, denn mein Stolz rang vergebens mit meiner Verzweiflung, „ich habe nicht mehr als einen einzigen Gulden." — „Das ist genug," sagte der Mann, „thun Sie, wie ich gesagt."

In fieberhafter Unruhe kehrte ich an den Spieltisch zurück und hielt meinen letzten Gulden auf Schwarz. Er gewann. Ich ließ ihn liegen, hielt wieder auf Schwarz und gewann wieder. Nun hatte ich vier Gulden; ich ließ ihn immer liegen, und jedesmal verdoppelte sich der Gewinn. Nach den sechs ersten Malen hatte ich schon vierundsechzig Gulden, und nun fing ich nach meines Lehrers Anweisung an, jedes dritte Mal auf Rot zu halten. Ich gewann beständig, der Einsatz verdoppelte sich immer. Von hundert wuchs er auf tausend, von tausend auf zehntausend, von zehntausend auf hunderttausend. Es lag zu der Zeit französisches Militär in Krakau, man hatte Kontributionen ausgeschrieben, und Gold war im Überfluß da. Mein beständiges Glück ärgerte die Franzosen; sie verdoppelten den Einsatz, ebenso wie ich und — ver-

loren. Am hitzigsten war ein junger Lieutenant; ich kannte ihn gut, er war ein Sohn meines ehemaligen besten Freundes und Kriegskameraden von Marengo, der mir dort sein Pferd lieh und von den Östreichern erschossen ward. Mir ahnte, daß der junge Mann die Kompanie-Kasse in Verwahrung habe. Wieder und wieder schwebte ein Wort der Warnung auf meinen Lippen: „Hüte Dich, junger Mann, ich muß gewinnen; Du stürzest Dich ins Verderben!" Aber ich dachte an die Bedingung des Juden, ich schwieg, und es kam so, wie ich es vorausgesehen hatte. Der junge Spieler verlor alles . . . Du verstehst nicht, mein Kind, was das bedeutet. Aber ich gewann mehr und mehr, ich sprengte die Bank, man holte mehr Gold, und wieder sprengte ich die Bank. Das Spiel endigte erst, als keiner außer mir noch einen Dukaten hatte, und als ich einen raschen Überschlag meines Gewinnes machte, fand sichs, daß die Summe ungefähr eine Million betrug . . .

Diese Menge Goldes und all die Banknoten konnte ich nicht gleich mit mir nehmen und mußte daher bis zum Morgen bleiben. Es kam kein Schlaf in meine Augen. Ich rechnete und rechnete. Während ich noch rechnete, graute der Morgen, und ich sah, wie man gerade unter meinem Fenster eine Leiche aus dem Strom zog. Eine schreckliche Ahnung durchzuckte mich, ich öffnete das Fenster, wandte den Blick von meinen Goldhaufen fort und erkannte die Züge des jungen Spielers wieder. — So hatte ich den Sohn meines Freundes und meines Retters, den ich hätte warnen können und doch nicht gewarnt hatte, selber gemordet! die aufgehende Sonne schien auf sein schönes, schwarzes Haar und auf sein bleiches Gesicht — ein kalter Schauer fuhr durch meinen ganzen Körper,

denn ich sah . . . gerechter Himmel! . . . ich sah um sein Haupt denselben schrecklichen goldenen Schein, der meinen Vater verfolgt, — der ihn so grenzenlos unglücklich gemacht und ihn schließlich getötet hatte . . ."

---

12. Der Bußfertige.

Verstehst Du mich nun?

Des Kommissärs — oder, wie wir ihn für diese Nacht wohl nennen dürfen, des Majors — Augen sahen sich scheu im Zimmer um, wie wenn er sich fürchte, das Phantom wiederzusehen, das ihn verfolgte. Aber er sah nichts; die große Lampe warf auf alles im Zimmer einen matten Schein. Lisu verbarg ihre linke Hand, an der sie einen goldenen Ring trug, den sie zur Konfirmation geschenkt erhalten hatte, unter ihrer Schürze. Der Alte schien sie zu verstehen; er lächelte schwermütig und setzte nach kurzem Schweigen seine Erzählung fort:

„Ich kann Dir die Gefühle nicht schildern, die mich bei diesem unerwarteten Anblick bewegten; vergebens wandte ich mich ab: die Haufen Goldes um mich her schienen lebendig zu werden und mir zuzurufen: „Wir sind der Preis für Deine Seele!" — In dem großen Spiegel des Zimmers sah ich die gebrochenen Augen des toten Jünglings, seine bleichen Wangen, sein goldglänzendes Haupt. Meine Nerven konnten den Anblick nicht ertragen; ich fiel in eine lange Ohnmacht, und als ich wieder zu mir kam, hatte der Besitzer der Spielhölle mein Gold in Verwahrung genommen und mich in ein Irrenhaus gebracht, vermutlich in der Hoffnung, daß ich es

nie wieder verlassen werde. Ich ward indessen wieder gesund und forderte meine Schätze zurück; der Mensch mußte sie wieder herausgeben, so sauer es ihm auch ward. Ich erhielt freilich nur dreihunderttausend Gulden, kaum die Hälfte meines Gewinnes; aber das war mir gleichgiltig; dieses Geld brannte mir in den Händen und im Gewissen, und ich deponierte den größten Teil desselben bis auf weiteres in der holländischen Bank.

Friedlos und gebrochenen Herzens irrte ich in der Welt umher. Ich spielte nicht mehr, ich lebte kaum noch. Es war mir, als wäre ich in eine unbeschreibliche Ohnmacht der Seele gefallen, aus welcher mich nur der bleiche Schatten von Krakau und das dann und wann zurückkehrende Phantom wieder aufschreckte. Ich haßte nun meinen zweiten Gott, den Mammon, und griff wieder wie ein Verzweifelter nach dem ersten. Ich ging in östreichische Dienste und kämpfte gegen meine ehemaligen Waffenbrüder, die Franzosen. Vergebens; mein erster und edlerer Gott lachte mich spöttisch aus. Ich ward als der ehrlose Spieler erkannt, meine Kameraden zwangen mich, meinen Abschied zu nehmen. Der Tod wäre mir eine Wohlthat gewesen, und doch zitterte ich vor ihm, denn ich dachte an die Worte, die Danton über das Thor eines Pariser Kirchhofs — ich erinnere mich nicht mehr, welcher es war -- hatte schreiben lassen: „Der Eingang zum großen Nichts."

So irrte ich in der Welt umher, ohne Gott, ohne Freund, ohne Vaterland, ohne Kraft zu leben und ohne Mut zu sterben, da hörte ich eines Morgens, als ich zu Leiden an meinem offenen Fenster saß, die Glocken einer nahen Kirche. Eine seltsame Sehnsucht ergriff mich bei diesen Klängen, ich wollte nach vielen, vielen Jahren

wieder einmal sehen, wie den Menschen, die einen Gott haben, zu Mute sei. Fast ohne zu wissen, wie, war ich bald darauf in der Kirche. Die Töne der Orgel gingen mir durchs Herz, wie die Sonnenstrahlen über eine grenzenlose, verbrannte Wüste. Ich sah die Menschen; etliche derselben waren Heuchler, und um ihre Häupter tanzte das goldene Gespenst. Andere waren Gerechte, und es schien mir, als verwandle sich der Glanz um ihre Häupter in herrlichen Sonnenschein. Ein tiefer, wohlthuender Friede lag wie der Schein der Abendsonne auf den Gesichtern dieser Menschen. Ein ehrwürdiger Pfarrer trat auf die Kanzel. Er predigte wenig von Glaubenslehren, um so mehr vom Leben der Menschen. Er schilderte einen frommen Eremiten, der in seiner Jugend ein großer Sünder gewesen war. Dieser Eremit war vormals ein Mörder gewesen — wie ich! —, ein Räuber — wie ich! — ein Mammonsknecht — wie ich! — ein Götzendiener — gerade so wie ich! —; die bösen Geister hatten ihn verfolgt — wie mich! —; sie hatten ihn zur Verzweiflung gebracht — wie mich — und fast bis zum Selbstmord wie mich! — aber endlich hatte das Licht der Gnade den Sünder getroffen, er hatte sein früheres Leben bereut, hatte die Heiligen um ihre Hülfe angerufen und das Gelübde abgelegt, barfuß nach Jerusalem zu pilgern und den ganzen Rest seines Lebens als Sühnopfer für seine Sünden hinzugeben. Dieses Gelübde hatte er gehalten, und die bösen Geister waren von ihm gewichen, das Licht der Gnade hatte ihn erleuchtet, und er war ein gerechter und frommer Mann geworden bis an sein seliges Ende.

Der Vergleich mit mir hörte da auf, wo der Prediger von der Bekehrung des Eremiten sprach, aber seine Worte drangen mir doch in die Seele und der gute Same schlug

Wurzeln im Dunkel der Nacht und unter der Angst des Gewissens; am folgenden Morgen ging ich zum Pfarrer. „Ehrwürdiger Vater," sagte ich, „meine Missethaten verfolgen mich, meine Götter verspotten mich, mein Gewissen bringt mich zur Verzweiflung, die bösen Geister tanzen vor meinen Augen, und ich habe keinen Gott." Der ehrwürdige Mann sah mich erschrocken an; er hatte schon viele verlorene Menschen kennen lernen, aber niemals einen so elenden Schurken wie mich. Trotzdem stieß er mich nicht zurück, im Gegenteil, er nahm sich meiner mit herzlicher Liebe an, ermahnte mich zur rechten Buße und leitete mich auf den Weg der Besserung. „Vor allem," sagte er, „mußt Du den falschen Göttern, denen Du gelebt hast, entsagen." — „Das habe ich schon gethan," sagte ich. „Des Traumbildes der Ehre bin ich überdrüssig geworden, und das Gold ist mir ein Greuel." — „Das ist gut," antwortete der Pfarrer, „aber es ist nicht genug. Du mußt von nun an gerade dem entgegengesetzten Ziele nachjagen, das Dir bisher vor Augen schwebte; Du mußt unverschuldet Schmach und Hohn leiden, und während die Menschen Dich als einen geizigen Menschen und als einen argen Wucherer verachten, mußt Du Dein Gold als Heu und Stroh in guten Werken ausstreuen, ohne daß jemand es ahnt und ohne daß es je in dieser Welt an den Tag kommt. Dann erst, aber auch nicht früher, sollen Deine Missethaten von Dir genommen, soll ihrer nimmermehr vor Gott gedacht werden; dann werden die bösen Geister ihre Beute fahren lassen, und die Sonne der Gnade über Dir leuchten bis an Dein Ende."

Der alte Major schwieg wieder und fragte dann rasch, nicht ohne Angst: „Verstehst Du mich nun?"

Lisu nahm all ihren Mut zusammen und sagte: „Noch nicht ganz. Erlaube mir eine Frage: war der Pfarrer, von dem Du erzähltest, nicht Katholik?“

„Ja gewiß, und er gehörte außerdem zu dem berühmten Dominikanerorden. Ich habe so viel erlebt, daß mir der Unterschied der christlichen Glaubensbekenntnisse nichts anderes wie der Streit um das Sonnenlicht zu sein scheint, das durch verschieden gefärbte Fenster fällt. Das eine Fenster kann grün, das zweite rot, das dritte blau sein, und das Sonnenlicht erhält für den, der im Zimmer sitzt, seine Farbe nach dem Fenster, aber an und für sich ists dasselbe ungefärbte Licht, und für Gott kommts nicht darauf an, durch welches Fenster ich es sehe.“

„Aber,“ wandte das junge Mädchen ein; denn sie war allmählich kühner geworden und die tiefe Überzeugung von den Vorzügen der lutherischen Lehre machte sie warm, — „aber wenn nun eins dieser Fenster so geschliffen ist, daß es ein falsches Licht hineinwirft, das die Menschen verwirrt? Und wenn nun die Buße, die der Dominikaner forderte, nichts anderes als falsche Werkheiligkeit und sündige Selbstgerechtigkeit wäre? Verzeihe mir, daß ich, die ich noch so jung und unerfahren bin, es wage, eine andere Ansicht von der wahren Besserung zu haben. Vielleicht“ — hier zitterte Lisus Stimme etwas — „vielleicht ist Onkel . . . zur katholischen Lehre übergegangen?“

„Ich gehöre keiner Sekte, sondern der allgemeinen christlichen Kirche an,“ antwortete der Alte in etwas schärferem Ton. „Die Katholiken sehen in mir ganz gewiß einen der ihrigen; mit ihnen und durch sie bin ich ja zu meinem Glaubensleben gekommen; aber ich bin weder

römisch- noch griechisch-katholisch, bin kein Lutheraner und kein Reformierter, ich bin ein Christ im allgemeinen. Zum Beweise dafür will ich Dir ein Buch zeigen, das kein Katholik lesen darf, nämlich die Bibel. Ich lese täglich in ihr; ich habe den frommen Vätern in Leiden geschrieben, daß ich es thue, und sie haben mir geantwortet: propter conscientiam fiat — mögs denn sein um des Gewissens willen."

Der Leser hat schon am Anfang dieser Erzählung den Verdacht aussprechen hören, daß das junge Mädchen zu den „Lesern" gehörte — ein Ausdruck, der so umfassend ist, daß er von jedem gebraucht wird, der sich mehr als die meisten mit geistlichen Dingen abgiebt, weshalb er auch ohne Unterschied die besten und frömmsten Menschen sowohl wie wirkliche Sektierer und Fanatiker trifft. Lisu war „Leserin", aber in dem edlen und guten Sinn, nach welchem das Wort jemanden bezeichnet, der in herzlicher Demut seines Glaubens lebt; sie war eine jener Sanftmütigen und Stillen in der Welt, die ihren Mund niemals zu einem Verdammungsurteil über andere Menschen öffnen. Aber sie war jung und für ihren Glauben begeistert; ward der angegriffen, dann konnte sie nicht kalt und gleichgültig bleiben, und sie antwortete daher mit größerer Wärme als ihr Onkel vielleicht erwartet hatte.

„Ich verstehe wohl nicht, was unter einem Christentum im allgemeinen verstanden wird, aber ich habe niemals gefunden, daß in der Bibel Wallfahrten nach Jerusalem oder selbsterwählte Schmach oder andere derartige Bußübungen, wie sie unter den Katholiken gewöhnlich sind, gefordert werden. Zürnen Sie mir nicht; ich verstehe ja so wenig; aber hat Onkel wirklich sein Leben

nach den Vorschriften der Dominikaner eingerichtet, so vergleiche diese doch noch einmal mit der heiligen Schrift! Vielleicht werden dieselben vor dem Licht der Wahrheit vergehen oder es wird sich gar zeigen, daß alle solche Bußübungen nicht zur Seligkeit, sondern zum Verderben dienen."

Der Major erhob sich und ging heftig im Zimmer auf und ab. „Ich habe mehr gesündigt als die meisten Menschen," rief er, „ich habe auch mehr gelitten als viele andere; ich bin abergläubischer und abgöttischer gewesen als die meisten, und ich habe das Joch der falschen Götter abgeworfen. Ich habe Buße gethan, ich habe entsagt, ich habe mich über zwanzig Jahre an diesem meinem einsamen Zufluchtsort dem Spott und der Verachtung der Menschen preisgegeben; ich habe meine Schätze zum Heil von tausend Seelen angewandt, und nun kommt dieses junge Mädchen und sagt: das alles ist vergebens, das alles führt nur zum Verderben! Was willst Du denn? Beleidigte er Dein Auge, dieser Komfort des Reichtums, den ich mit Erlaubnis meiner geistlichen Väter hier in meinem innersten, unbekannten Heiligtum gesammelt habe, um bei all der Armseligkeit, die ich mir außerhalb dieser Zimmer freiwillig auferlegt habe, eine kurze Ruhe und einen kleinen Augentrost zu finden? Glaubst Du, einfältiges Kind, daß meine Seele an diesen Schätzen hängt, so will ich, wenn der Morgen graut, alles in den Fluß werfen und wirklich so arm und elend werden, wie ich es in den Augen der Menschen bin. Zwanzig Jahre habe ich mit meinem Gewissen Frieden gehabt, den einzigen Frieden, den ich seit meiner Kindheit gekannt habe, und nun wagst Du mir zu sagen: Das alles ist Lug und Trug! Habe ich Dir darum meine

Missethaten gebeichtet und Dir die Strafe genannt, die ich um meiner Sünden willen duldete? Warum willst Du die vernarbten und geheilten Wunden wieder aufreißen, Du, das einzige, lebende Wesen, dessen Verachtung ich nicht ertragen kann? Nenne mir einen Gott, wider den ich noch kämpfen muß, und ich will ihn wie eine giftige Schlange von mir schleudern. Kind, Kind, ich habe zu lange um den Frieden gekämpft, als daß ich ihn mir von irgend einem Wesen über oder unter der Erde rauben ließe!"

Lisu hatte sich erhoben; ihre Augen glänzten, und sie sprach mit der unerschütterlichen Festigkeit des Glaubens und der Überzeugung. „Wenn," so sagte sie, „unsre Leiden und unsre Werke genügen, uns den ewigen Frieden zu bringen, wozu gebrauchen wir dann einen Heiland? Weshalb sollte Gott seinen Sohn gesandt haben, damit er der Welt Sünde trüge und am Kreuze stürbe, wenn die Welt sich selber mit ihren eigenen Werken erlösen könnte? Und warum sollte der Herr gesagt haben, daß nicht die Gesunden, sondern die Kranken des Arztes bedürfen? Ich sage Dir, Onkel, daß der Friede, den Du Dir, wie Du sagst, erkämpft und nun zwanzig Jahre geschmeckt hast, ein falscher und betrügerischer Friede ist, der Dich auch nicht von der Macht des bösen Gespenstes hat erlösen können. Wärest Du wirklich mit der Vergangenheit ausgesöhnt, und nicht nur mit ihr, sondern auch mit Gott und mit Dir selber, warum sah ich Dich denn heute abend vor einer elenden goldenen Münze zittern? Sieh, dieser kleine goldene Ring, den ich an meinem Finger trage, dieses vergängliche Gold, das aus dem Staub der Erde genommen ist, genügt, den ganzen Frieden Deiner Seele zu zerstören. Unglücklicher

alter Mann, und Du glaubst, einen Frieden gefunden zu haben, der sich auch nicht vor dem Tode fürchtet?"

„Hinweg! Hinweg!" rief der Major in unbeschreiblicher Verwirrung. „Hinweg aus meinen Augen, Du Giftmischerin, der ich Thor das Geheimnis meines Lebens anvertraut habe! Geh! Reise fort! Ich kann nicht mehr für meine Handlungen einstehen, und ich bin nicht gewohnt zu schonen? . . . Und wenn Du nun recht hättest? . . . Wenn dies Gespenst, das mich so lange nicht mehr geplagt hat, aber heute wieder zurückkehrte . . . wenn das mir nun meinen Untergang in diesem verzweifelten Kampf weissagen sollte? . . . Ich muß Dich hier haben, Mädchen! . . . Bleibe! Bist Du hier? Es wird dunkel vor meinen Augen . . . Ach . . . Habe ich denn noch nicht genug gethan? Was soll ich thun, um den ewigen Frieden zu gewinnen?"

„Glauben!" antwortete Lisu mit leiser Stimme.

---

13. Aufruhr wider das Geld.

Her mit den Verschreibungen!

Wie wir wissen, hatte die qualvolle Beichte, durch welche der alte Major, alias Kommissär, Lisu Halm seine Sünden und seine Reue anvertraute, einen ungesehenen Hörer. Dem ersten Teil derselben war Lars Roderik mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt, aber er würde kein von den Beschwerden der Reise müde gewordener Jüngling gewesen sein, wenn die Nacht ohne Einfluß auf seine erschlafften Nerven geblieben wäre. Wie sehr er auch gegen den Schlaf ankämpfte, die Müdigkeit ward

doch übermächtig, als er in dem weichen Lehnsessel saß, und da der Major seine seltsamen Bußübungen erzählte, war Lars Roderik schon in jenen glücklichen Schlummer gesunken, den man nur mit zwanzig Jahren genießen kann. Bald nachher wachte er davon auf, daß ihn jemand leise am Arm ergriff. Es war das junge Mädchen, das zurückkehrte und sich nicht wenig wunderte, in ihres Onkels Lehnsessel einen schlafenden Studenten zu finden. „Komm," flüsterte sie, „er darf Dich hier nicht treffen."

„Ist die Beichte zu Ende?" fragte der Jüngling, als sie sich wieder außerhalb der Zimmer befanden, die der Alte vor den profanen Blicken der Welt verbarg.

„Ich weiß nicht, was Du gehört hast," antwortete sie bekümmert, „und ich frage Dich auch nicht, warum Du das Geheimnis eines alten unglücklichen Mannes gestohlen hast. Aber wenn auch nur ein Funken von Ehre in Dir ist und Du noch auf die Stimme des Gewissens hören magst, so versprich mir wenigstens, daß Du ihn nicht verraten willst."

„Das verspreche ich Dir," antwortete der Jüngling treuherzig. „Lisu . . . ich bin nicht so schlecht, ich bin nicht so leichtsinnig, wie Du glaubst. Ich habe ihn für einen alten Wucherer gehalten, und ich habs gehört, wie er sich selber anklagen mußte, weil er noch viel mehr auf seinem Gewissen hat. Ich habe mich geirrt. Ich kann ihn verabscheuen, aber ich kann ihn nicht mehr verachten. Hat er Dir alles erzählt?"

„Vieles, aber noch nicht alles. Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Sie gingen von einander, und einige Minuten später schlief Lars Roderik wieder so fest, daß hundert Geistergeschichten ihn nicht in seiner sichern Ruhe hätten stören

können. Als er wieder aufwachte, schien die späte Dezembersonne von einem frostklaren Himmel auf ein paar blaukarierte baumwollene Halbgardinen, und er konnte daraus schließen, daß die Fensterläden geöffnet waren. Das Zimmer däuchte ihn, obgleich es nicht das schlechteste im Hause war, bei dem hellen Tageslicht noch viel ärmlicher zu sein, namentlich wenn er sich den Luxus vergegenwärtigte, den er so unerwartet in den andern Zimmern entdeckt hatte. Während er sich die seltsamen Begebenheiten der vergangenen Nacht wieder ins Gedächtnis zurückzurufen suchte, vernahm er im Vorzimmer mehrere Stimmen und konnte deutlich folgende Unterhaltung hören, die zwischen einem Unbekannten und seinem Wirt geführt wurde; die Stimme des letzteren hatte wieder den mürrischen Ton angenommen, in welchem er die Reisenden am vorhergehenden Abend anfangs begrüßt hatte. Es war nun nicht mehr der Major, sondern der Kommissär, der die widerliche Gestalt des erbärmlichen Wucherers angenommen hatte.

„Seien Sie doch barmherzig und haben Sie Geduld bis Neujahr,“ bat der Unbekannte. „Der Kommissär weiß, daß ich zwanzig Liespfund Butter nach Wasa zu bringen habe, und das ist so gut wie sicheres Geld.“

„Kann nicht, kann nicht, mein bester Freund. Weiß ja gut, daß alle Deine Butter schon verpfändet ist, und ich bin ein armer Mann, der seine Schillinge selber nötig hat; wovon sollte ich sonst leben?“

„Der Kommissär lebt noch, aber ich werde ein armer Bettler, wenn Sie mir nun mein Pferd, meine Kühe und mein Winterkorn nehmen. Wovon soll ich dann mit Frau und Kindern leben?“

„Geh zum Küster, er kann Dir helfen.“

„Ja, der Küster ist barmherzig, der hat mir schon früher geholfen und vielen andern auch, die durch Ihre Verschreibungen auf die Landstraße kommen, lieber Herr, aber ich bin ihm schon so viel schuldig, er leiht mir keinen Heller mehr."

„Geh doch noch einmal hin, und versuchs, ich kann Dir nicht helfen, ich bin ein armer, ruinierter Mann, der selber gern etwas borgen möchte, aber wer würde mir etwas leihen? Welche Sicherheit könnte ich bieten?"

„Und der Kommissär hat seine hundert Verschreibungen draußen zu zwanzig Prozent! Als ob nicht jeder Mensch in der Gemeinde wüßte, daß Er . . . nun, ich will nicht sagen, was der Kommissär ist. Seien Sie nun so freundlich, mir bis Neujahr zu kreditieren."

„Geh Deines Wegs, ich kann Dir nicht helfen."

„So, so?" fuhr der Unbekannte erbittert fort. „Er kann mir nicht helfen? Dann will ich Ihm sagen, was Er ist! Ein geiziger Hund ist er, ein schändlicher Wucherer und ein Blutsauger, der sich mit dem Schweiß und Blut der Armen mästet, und nicht einmal ein rechter Christ ist er. Ja, Er kann mich pfänden lassen, und mich ruinieren, wie Er schon so viele ruiniert hat, die besser sind als ich, aber einmal soll die Wahrheit doch heraus, wenns mir auch alles kosten sollte, was ich habe, und deshalb sage ich Ihm, daß Er der elendeste Schurke ist, den es auf Erden giebt, und deshalb darf er auch niemals in die Kirche kommen. Gott weiß es, und die Menschen wissens auch, daß er das gelbe Gold nicht ansehen kann, weil er dann den Teufel vor der Zeit sieht. Aber der Tag wird schon kommen, da er ihn noch näher sehen wird, und dann werd ich das Holz nicht aus dem Feuer nehmen, und auch nicht Mannu auf Mustila oder Matti

auf Mäkelä oder Esaias auf Wedensuu, das kann ich ihm sagen. Sieht er was? Seh er nur zum Fenster hinaus, dann kann er sehen, daß der ganze Hof voll von Menschen ist, die er zum Herbstthing eingeklagt hat und die zu Weihnachten ausgepfändet werden sollen. Ich frage ihn nun noch einmal, ob er bis Neujahr mit mir Geduld haben will."

„Hinaus mit Dir, unverschämter Mensch, und geh zum Küster," rief der Kommissär mit einer bedeutend kräftigeren Stimme als bisher. „Im Augenblick mit Dir hinaus, und wer mir in meinem eigenen Hause zu trotzen wagt, wird es schon sehen, mit wem er es zu thun hat."

Auf diese Worte folgte ein Geräusch, woraus Lars Roderik schloß, daß der alte Halm seinen Befehl mit einer handgreiflichen Zurechtweisung begleitet habe, und da der Neffe nicht ohne Grund fürchtete, seine Nähe könne erwünscht sein, trat er unverzüglich in das Zimmer. Seine Sorge schien nicht überflüssig zu sein, denn der Hof war voller Pferde und Schlitten, während ein Haufe von Menschen, deren Worte und Mienen für den Besitzer des Hauses nichts Gutes verhießen, in das Vorzimmer eindrang.

Der ostbottnische Bauer, ob von schwedischer oder von finnischer Herkunft, ist der fügsamste Mensch der Welt, wenn er gut behandelt wird, aber er ist äußerst empfindlich gegen alles, was er als Unterdrückung oder Ungerechtigkeit ansieht. Der Kommissär hatte vollauf mit den ungebetenen Gästen zu thun, die bald das kleine Zimmer halb erfüllten. Kühne und scheltende Stimmen schrien laut gegeneinander. Er solle ihnen noch Frist geben; sie wollten ihre Verschreibungen zurück haben, nicht weil sie nicht bezahlen wollten, was sie rechtmäßig schul-

deten, sondern um die unerlaubten Zinsen und dergleichen durchzustreichen, dann solle er die Verschreibungen wieder erhalten. Sie wollten es nicht länger dulden, daß ein Blutegel die Gemeinde aussauge; sie kennten ihn wohl, nun aber solle es mit seiner sauberen Thätigkeit ein Ende haben.

Lars Roderik erwartete das Jammern „des armen Mannes“ zu hören, aber er irrte. Der Kommissär ließ die eifrigsten ausreden und erklärte dann mit ruhiger und fester Stimme, das Gesetz solle zwischen ihnen entscheiden. Er werde die Verschreibungen nur dem Gericht ausliefern. Was aber das andere betreffe, daß er die Gemeinde aussauge, so möchte er doch fragen, ob in ihr nun mehr Jammer und Not sei als zuvor, und wer wohl durch ihn ins Elend gekommen sei.

„Alle! Alle!“ riefen die Schuldner.

„Bei Dir, Mannu,“ antwortete der Kommissär, „war der Exekutor im Winter, und trotzdem hast Du jetzt ebensoviele Pferde wie damals.“

„Weil der Küster mir half,“ antwortete der Bauer mit höhnischem Lachen.

„Du, Matts Mäkelä, verlorst im Frühling Deine Kühe, und nun hast Du ebenso viele wie damals.“

„Der Küster streckte mir das Geld vor.“

„Dir, Esaias, nahm der Vogt im Sommer die Wagen und das Korn, aber Du hast alles reichlich wieder erhalten.“

„Dafür muß ich dem Küster danken.“

„Ja, ja,“ riefen mehrere Stimmen, „der Küster ist ein anderer Mann. Der Kommissär reißt nieder, und der Küster baut wieder auf, aber wem er aufgebaut hat, reißt der Kommissär alles von neuem nieder. Wir wollen

uns nicht länger an der Nase herumführen lassen. Her mit den Verschreibungen!"

„Da könnt Ihr lange warten," antwortete der Kommissär trocken.

„Die Verschreibungen! Her mit den Verschreibungen!" rief der Haufe immer stürmischer und drängte immer weiter ins Zimmer hinein. Der Kommissär zog sich, zurück, indem er sich seinen Rücken frei zu halten suchte und ergriff dann einen am Ofen stehenden Knotenstock. Lars Roderik stellte sich, mit einer Peitsche bewaffnet, neben ihn. Es sah aus, als sollte es zu einer jener blutigen Prügeleien kommen, in denen das ostbottnische Volk keine Rücksichten auf Stand und Personen nimmt, sobald es sich in seinen Rechten gekränkt glaubt. Aber das humoristische Schicksal fügte es so, daß sich in demselben Augenblick, durch den Lärm angelockt, Frau Margarete Halms ehrwürdiges Haupt mit weißer Nachthaube in der Thür zeigte; dieser unerschrockene Bundesgenosse besann sich nicht lange, sondern stellte sich sofort auf die Seite der Verteidiger.

„Was soll das heißen?" rief die tapfere Frau mit breitester Marktstimme, „wer untersteht sich hier, solchen Spektakel zu machen? Schämt Ihr Euch nicht? Ist hier kein Polizist? Na, hier ist kein Polizist. Kennt Ihr den Lehnsmann, lieben Männer? Wär ich der Lehnsmann, ich würd Euch zu Brei schlagen, Ihr niederträchtigen, gemeinen Schurken! Ich würde Euch in den Block legen, Ihr Puukkojunker! In Korsholm würd ich . . ."

Sie kam mit ihrer Rede nicht zu Ende. Zum Unglück für die tapfere Frau stand ein volles Butterfaß mit herabhängendem großen Löffel an der Wand. Ein langer Schlingel unter den Angreifern fühlte sich durch die günstige

Gelegenheit versucht, den beredten Gruß in seiner Weise zu beantworten; er ergriff unbemerkt den großen Löffel, füllte ihn mit Buttermilch und warf dieselbe mit so sichrer Hand gegen den Kopf seines weiblichen Widersachers, daß sich eine weiße Flut von Buttermilch über die Nachthaube ergoß und in langen Bächen von den vollen Backen Frau Margaretens herabströmte. Vor solch schlagendem Argument mußte selbst der Tapferste seine Sache verloren geben; die überwundene Heldin retirierte und ein schallendes Gelächter stimmte die Angreifer für einen Augenblick zu munteren Gefühlen.

---

14. Die letzte Bußübung.

Wie? Noch nicht genug? Ists denn nie genug?

Die flüchtige Heiterkeit, die Frau Margaretens Mißgeschick hervorgerufen hatte, verschwand, und wieder forderte man laut und immer lauter die Verschreibungen, auch liefen schon einige wohlbekannte Raufer hinaus, um sich Zaunpfähle zu holen, in solchen Bataillen die gewöhnlichen Waffen. Der Alte schien fest entschlossen, nicht nachzugeben. Einer der am nächsten Stehenden erhielt einen Schlag mit dem Knotenstock über die Schulter. Bald darauf hagelte es Prügel. Lars Roderik warf sich zwischen die Kämpfer und erhielt einen Schlag, daß es ihm vor den Augen sprühte. Zwei gegen zwanzig — das war ein ungleicher Kampf, und wie tapfer der Jüngling auch seine Erfahrungen aus früheren Feldzügen gegen Handwerksburschen und Kommis anzuwenden suchte, so war es doch

klar, daß er und der Alte bald unterliegen würden. In diesem entscheidenden Augenblick zeigte sich Lisu in der Thür. Stumm und bleich wie eine Bildsäule blieb sie stehen, und ihre thränenvollen Blicke begegneten denen des Kommissärs, als er gerade wieder den Stock erhob, um den nächsten Aufrührer zu züchtigen. Es war nur ein kurzer, rascher Blick, aber er lähmte den schon erhobenen Arm des alten Mannes. Einige Sekunden stand er unbeweglich da und ohne die Schläge zu fühlen, die ihn trafen. Dann rief er: „Halt, ich will die Verschreibungen ausliefern."

Die Angreifer hielten inne, und einige wenige Rufe, man solle den Blutsauger totschlagen, verstummten. Es trat eine Waffenruhe ein, und der Kommissär durfte die Verschreibungen holen, während Lars Roderik als Geißel zurückbehalten wurde, obgleich er, wie er später zugestand, durchaus nicht sicher war, daß der Alte wirklich zurückkehren werde.

Aber er kam. Barsch und gebieterisch trat er unter seine erregten Schuldner. Hoch über ihnen hielt er in der erhobenen Hand ein ansehnliches Paket der wohlbekannten unglückseligen Papiere mit ihren Stempeln, den Unterschriften, die wie Krähenfüße aussahen, und den plumpen Siegeln. Wie vieler Menschen Wohl war von diesen Papieren abhängig und welchen Respekt flößt nicht schon der bloße Anblick derselben schlechten Bezahlern ein! „Paßt nun auf!" rief der Alte, indem er sich hoch aufrichtete, „hier ist Mannus Revers über fünfhundert Reichsthaler. Kennst Du das Zeichen, das Du statt der Unterschrift gemacht hast?"

„Sollt ich mein Zeichen nicht kennen?" sagte der Gefragte. „Geb Er mir das Papier; Er soll es wieder

haben, wenn wir hundert Reichsthaler abgeschrieben haben, die zu viel notiert sind, außer den Zinsen."

„Wart etwas. Hier ist Matts Mäkeläs Verschreibung über vierhundertzwanzig Reichsthaler."

„Schreib dreihundertfünfzig; mehr hab ich nicht bekommen," schrie Matts.

„Hier dreihundertachtzig Reichsthaler und vierundzwanzig Schilling für Esaias."

„Schreib dreihundertzwanzig und keinen Schilling mehr!" rief Esaias dunkelrot vor Zorn.

Der Alte zeigte alle Verschreibungen, ohne sie aus der Hand zu geben. „Hier ist Erik Majatalos Verschreibung über zweihundertfünfzehn, hier Nils Penttus mit fünfhundert und sechzig. Hier Adam Erikssons mit einhundertsechzehn und vierundzwanzig, hier Pintaris von Isokylä mit siebenhundertachtzehn, hier Mikku Mikkelinpojkas mit vierundsechzig Reichsthalern . . ." Und so zählte er vierzig bis fünfzig Verschreibungen her, teils von recht ansehnlichen Summen. „Sind sie richtig?" fragte er, nachdem alle Papiere durchgegangen waren.

„Ja, ja, her mit ihnen, Sie sollen sie wieder haben! Wir sind anständige Menschen und wollen nicht mehr abziehen, als was uns rechtmäßig zukommt!" riefen die Debitoren.

„So, meint Ihr?" sagte der Kommissär und sah den drohenden Haufen einen Augenblick an, wie wenn er zwischen den beiden Entschlüssen, die in ihm stritten, hin und her schwankte. Es brannte ein lustiges Feuer im Ofen. Er trat rasch einige Schritte zurück, warf die Papiere ins Feuer, ehe jemand ihn daran hindern konnte oder wollte, und stellte sich drohend vor dieses Autodafé hin, bis der letzte vergilbte Bogen, das letzte grobe

Siegel von den Flammen verzehrt war. Nicht ein Arm rührte sich, nicht ein Mund öffnete sich, um ein Wort zu sagen, aller Blicke sahen verwundert auf diese unglückseligen Verschreibungen, die sich in der Glut zu winden schienen, gelb und schwarz wurden, aufloderten, verkohlten und noch in der letzten grauen Asche mit den glühenden Namenszügen der Unterschrift paradierten.

„Nun, meine ich, habt Ihr, was Euch zukommt, und noch etwas mehr,“ sagte der Kommissär mit einem schwachen Zittern in der Stimme. „Geht Eures Wegs; nun sind wir quitt.“

Die eben noch so erregten und wilden Menschen gehorchten, ohne ein Wort zu sagen, und gingen mit langen Gesichtern in den Hof. Da sah man sie stehen bleiben und mit einander verhandeln, was das doch bedeuten solle. Vermutlich hatten viele argwöhnische Gedanken und fürchteten, es möchte dieses Brandopfer eine List sein, deren wahre Natur das Thing bald an den Tag bringen werde. Aber die Verschreibungen haben eine seltene Eigenschaft: sie prägen sich dem Gedächtnis derer, die sie unterschrieben haben, sehr fest ein. Die meisten kannten jede Falte, jeden Krähenzug dieser verhängnisvollen Papiere wieder und schwuren drauf, daß sie das Teufelszeug hätten brennen sehen.

Als das Zimmer geräumt war, ging der Kommissär zu Lisu, faßte sie hart an der Hand und sagte stark bewegt und, wie es schien, ohne auf die andern Anwesenden Rücksicht zu nehmen: „Bist Du nun vergnügt? Ist es jetzt genug?“

Das junge Mädchen schwieg.

„Was?“ rief der alte Mann heftig. „Achtzehntausend

Reichsthaler ins Feuer geworfen! Habe ich noch nicht genug gethan?"

„Nein," antwortete Lisu mit leiser Stimme.

„Ach, Du meinst die paar tausend Thaler, die ich noch in barem Gelde besitze? Warte etwas, Du sollst sie haben, Du kannst sie den Armen geben, einerlei wem. Es stehet geschrieben: „Verkaufe alles, was Du hast, und gieb es den Armen . . ."

Aber die Schrift fügt hinzu: „Und komm und folge mir nach!"

Lisu sprach diese Worte mit kaum hörbarer Stimme, aber der Alte hatte sie trotzdem verstanden. „Was?" rief er wieder mit herzzerreißender Stimme, „noch nicht genug? Wirds denn niemals genug? Zwanzig Jahre Reue und Bußübungen, der Welt Spott und Verachtung der Menschen, Gebete, Nachtwachen, Fasten und Kasteien, all meine Güter den Armen gegeben, und doch nicht genug! Gerechter Himmel, was soll ich denn noch mehr thun? Wie kann ich einen so unersättlichen, rachgierigen Gott befriedigen?"

„O, mein armer Onkel!" antwortete das junge Mädchen, indem sie sich weinend an seinen Hals warf, „das alles ist Werkheiligkeit und Selbstgerechtigkeit, das alles bedeutet vor Gott nichts. Fallt nieder vor dem Kreuze, so wie Ihr seid, ohne allen Stolz und Hochmut, werft Euch ohne alles eigene Verdienst in Christi Arme, und zur selben Stunde seid Ihr errettet, frei und umsonst!"

Der Alte verstand sie nicht. Ein einziger Gedanke hatte seine Seele ergriffen und verwirrt: „Ists noch nicht genug? Muß es noch mehr sein?"

Plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, er zündete ein Streichholz an und hielt dasselbe dann unter die

Halbgardinen vor dem Fenster, schien aber erstaunt zu sein, als man ihn daran hindern wollte, das Haus in Brand zu stecken. „Ist es nicht mein Haus? Weshalb kann ichs nicht in Asche legen?“

Dann fuhr ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf, der den ersten verdrängte, und in welchem man in dem Bußfertigen wieder den Wucherer erkannte. „Mein Haus? Nein, lieben Freunde, wie sollte es mein Haus sein können? Ich bin ein armer, bettelarmer Mensch, bettelarm, sage ich Euch? Habe ich ein Haus besessen, so ists nun in den Händen der Armen . . . falls es noch ärmere Menschen als mich giebt. Martha Vidström, Du kannst es vor dem Gericht bezeugen, wenn meine Verwandten auf meine Hinterlassenschaft Ansprüche erheben sollten. Sag ihnen, daß das Haus mit allem, was sich in demselben findet, unserm Herrn im Himmel verpfändet ist, für Rechnung der Armen. Ich habe nichts; ein Bettler auf der Landstraße ist reicher als ich. Aber es ist nicht genug. Sie sagt, daß es niemals genug wird.“

Frau Margareta, die immer resolut und praktisch war, wandte sich an die Haushälterin. „Hören Sie, Madame Vidström, mit dem Kommissär ist es nicht richtig. Wir müssen reisen, und Madame darf nicht mehr allein bei ihm sein. Ich meine, es ist am besten, daß wir uns seiner annehmen. Packen Sie seine Kleider ein, bestellen Sie Pferde und nüchterne Fuhrleute. Ich versiegle in Gegenwart von Zeugen die Geldkiste; den Rest geben wir Ihnen in Verwahrung, Madame. Die Narrenstreiche da drinnen haben viel Geld gekostet; Madame Vidström wird einen zuverlässigen Mann mieten, der den Hof verwaltet, selbst wenns einen Reichsthaler pro Tag kosten sollte. Gewehre sind hier im Hause; fürchten Sie Sich nicht,

schießen Sie jeden nieder, der auch nur ein Streichholz anrühret. Ich komme Neujahr wieder und werde mich des Hauses annehmen. Bis dahin soll der Kommissär es bei uns so gut wie ein Prinz im Bäckerladen haben. Wir legen ihn oben in die Giebelstube; es soll mir auf einige Faden Holz nicht ankommen, er soll ein Mädchen zur Aufwartung und ordentliche Hausmannskost haben. Ich habe eigen gemachte karierte Teppiche, es soll schon warm und gemütlich werden, und des seligen Ole Christophers altes Brettspiel, seine Morgenschuhe und den schönen Schlafrock soll er auch haben. Na, nun etwas rasch, Madame, ich werde Sie für Ihre Mühe schon bezahlen."

Während dieser gewaltigen Rede waren die farblosen Backen der Haushälterin allmählich purpurrot vor Zorn geworden. „Ist das nicht alles recht so?" fragte sie unerschrocken. „Nein, wie sollte es recht sein, wenn fremde Menschen mit dem Eigentum anderer schalten und walten, wie sie wollen. Ist hier einer von Sinnen, so ist es nicht mein alter Herr. Zu einem alten Mann spät am Abend mit Pulver und Blei, Lärmen und Poltern kommen . . . ihn mit arglistigen Künsten krank machen . . . ihn sich mit Dieben schlagen lassen . . . seinen Kopf verdrehen mit gotteslästerlichen Reden, daß man keine guten Werke thun dürfe . . . und dann sagen, es sei nicht alles recht so! Ich will der Frau sagen, worin das alles seinen Grund hat: das ist die Familienliebe, die gern erben will. Aber ich will der Frau etwas sagen: Das Erbe wird ebenso mager werden, wie es die Liebe schon ist. Nun ja, die hübschen Sachen da drinnen, das ist ja schon etwas; verkauft sie auf einer Auktion; das ist die Eitelkeit der sündigen Welt, die man sich nicht aus dem Sinn hat schlagen können, weil man einmal

reich gewesen ist. Der Rest von dem, was er besessen hat, will ich der Frau nur sagen, liegt da im Ofen. Ich weiß, daß der Kommissär in zwanzig Jahren doppelt so viel ausgegeben hat, wie er durch den elenden Wucher eingenommen hat; es war sein Leben, wohlthätig zu sein und sich doch als Wucherer verspotten zu lassen. Ich hätte den Banditen da draußen im Hof etwas sagen können . . . Jede Verschreibung, die mein Herr hat eintreiben lassen, hat er durch den Küster zurückbezahlen lassen und noch mehr dazu, damit sie von ihrer Leidenschaft, zu faulenzen, Prozesse zu führen und zu trinken geheilt werden könnten, und welchen Dank hat er nun dafür? Aber ich will jetzt zu ihm gehen und verspreche, daß er nach acht Tagen wieder frisch und munter ist."

Frau Margareta war erstaunt, eine fast eben so mannhafte Amazone zu finden, wie sie selber war, und die Haushälterin hatte sich ja an ihren eigenen praktischen Verstand gewandt, so daß sie sich zum erstenmal in ihrem Leben wirklich überwunden fühlte. „Hören Sie nun, Madame Vidström", begann sie nach einer Fanfare in das blaukarrierte Taschentuch. Aber sie ward unterbrochen.

„Martha Vidström", sagte der Kommissär ganz unerwartet, „thu', wie die Frau sagt! Ich bin ein armer Mann . . . habe nichts mehr, wovon ich leben kann . . . ich muß ja froh sein, wenn sich meine Verwandten meiner erbarmen. Laß vorspannen, ich reise mit ihnen. Lisu . . . ist das nicht genug? Ist das noch nicht genug?"

15. Halm contra Graberg.

Wir müssen nach 200 000 hin.

Die beiden rivalisierenden Großmächte der betriebsamen nordfinnischen Handelsstadt, die Firmen Halm und Graberg, waren zu der Zeit, als unsre Erzählung spielte, ungefähr gleich stark, abgesehen von dem für die Geschäfte ziemlich bedeutungslosen Titel eines Kommerzienrats, der in den Augen der Menge der ersten dieser beiden Firmen einen gewissen Vorrang gab. Beide hatten, wenn auch nicht im Bunde miteinander, so doch durch die Macht des Kapitals und mit Hilfe des Wenigen, was die Staatsregierung jener Zeit statt der Zolleinnahmen anzunehmen geruhte, einen gleich großen Löwenteil der beiden wichtigsten Ausfuhrartikel, Teer und Holz mit ihren Unterabteilungen Pech, Balken, Bretter und Pottasche, an sich gerissen, während die Einfuhr von Salz, Kolonial- und Manufakturwaren sich ungefähr ebenso gleichmäßig auf die beiden Firmen verteilte. Mit scharfem Auge und kühnem Geiste hatten die beiden Häuser früher als andre die Bedeutung der neuen Märkte erfaßt, die um jene Zeit dem finnischen Handel eine andre Richtung zu geben anfingen. Beide hatten ihre Geschäfte auf Stockholm beschränkt und sie auf St. Petersburg erweitert; beide hatten sich dem Monopol Lübecks auf Einfuhr nach Finnland zu entziehen gewußt und ihre Waren aus erster Hand in England und Amerika verschrieben. Da beide mit ausländischen Häusern ersten Ranges in direkter Verbindung standen und dadurch sichere, wenn auch späte Nachricht der Konjunkturen empfingen, so war es ihnen gelungen, einen Vorsprung vor allen andern Konkurrenten zu erhalten, aber nicht vor einander. Was Halm wußte, wußte Graberg auch, und

die Spekulation, die Graberg als vorteilhaft erachtete, wurde zu gleicher Zeit auch von Halm aufgenommen. Da beide außerdem ungefähr gleich viele Schiffe zur See hatten, und diese Schiffe in denselben ausländischen Häfen miteinander konkurrierten, geschah es nur allzu oft, daß die beiden Häuser ihre wechselseitigen Berechnungen kreuzten und störten, statt miteinander den Markt zu beherrschen.

Der Telegraph war noch unbekannt und die Post von Wind und Wetter, mehr noch von der Jahreszeit abhängig. Ein Brief von England gebrauchte im Dezember drei bis vier Wochen, um an seinen Bestimmungsort im nördlichen Finnland zu kommen, und die Antwort erforderte natürlich eben so viel Zeit. Diese Schneckenfahrt in der Kommunikation hatte gerade um die Weihnachtszeit bedenkliche Furchen auf die Stirn des Kommerzienrats Hans Hermann Halm gezogen, während er auf seinem Comptoir saß, gerade so, wie wir vor einigen Wochen seinen Kollegen Konsul Graberg mit der eben angekommenen Post auf dem Schreibtische vor sich sahen.

Halm war im selben Alter wie Graberg, ungefähr fünfzig Jahre, dem Äußern nach ein vollendeter Gentleman, hoch und mager, mit schönen, regelmäßigen Zügen und der ruhigen imponierenden Haltung eines Weltmanns. In seiner Jugend hatte er mehrere Jahre in Deutschland zugebracht, sprach auch gut deutsch und englisch, blies die Flöte und war ein Kunstliebhaber und Mäcen. Sein Haus war neben dem Grabergschen nicht nur das reichste, sondern auch das gastfreiste und angenehmste Haus, daher es von allen, die in demselben verkehrten, gern besucht ward. Sein Salon war der Versammlungsort aller Reisenden, Künstler und Schriftsteller, welche in diese Gegend kamen, und mit der Gastfreundschaft des Wirts

vereinigte sich die Anmut einer reizenden, jungen Wirtin, und eine liebenswürdige Familie. Der Kommerzienrat Halm hatte nämlich seine erste Frau, die ihm einen Sohn, John Halm, geschenkt hatte, verloren, und war zum zweitenmal mit einer jungen Schwedin vermählt, die ihm schon vier Töchter und nun auch, gerade vor einigen Tagen, einen Sohn geboren hatte. Die Taufe desselben war verschoben, bis die Mutter sich wieder ganz erholt hätte.

Auf Halms Comptoir arbeiteten außer ihm selber zwei Buchhalter, der alte Stenmann, der schon vor der Zeit des früheren Prinzipals, Hans Christopher Halm, an seinem Pult wie fest gewachsen war, und der junge Tervola, dem es in der Zeit des gegenwärtigen Prinzipals gelungen war, sich vom Laufburschen zu diesem wichtigen Vertrauensposten emporzuarbeiten.

Stenmann, ein trockner, verdrießlicher alter Mann, der fleißig seiner Schnupftabaksdose zusprach, in blauem Rock mit messingen Knöpfen, mit roter Perücke und einer großen Warze auf der linken Backe, hatte eben sehr sorgfältig seine Feder geschnitten, als sein Prinzipal sich an ihn wandte und sagte:

„Lewis & Comp. schreiben, daß der Weizen in Hull pro Quarter um vier Schilling gestiegen sei. Das hätten wir vor vier Wochen wissen sollen."

„Ich dachte es mir schon um Michaelis," antwortete Stenmann, indem er sich eine Prise nahm. „Der Herbst war schlecht, viel Regen."

„Hätten wir das vor vier Wochen gewußt, so hätten wir „Argo" und „Veritas" nicht nach Boston gehen lassen. Die Fracht auf Odessa steigt täglich. Graberg hat fünf Schiffe im Mittelländischen Meer, wir nur zwei."

„Außer „Elise“ und „Fürst Menschikoff,“ die in Livorno gewesen sind, haben wir „Juno“ in St. Ybes und „Otava,“ die nun eingefroren in Riga liegen müssen,“ bemerkte der Buchhalter.

„„Elise“ und „Fürst Menschikoff“ haben Ordre nach Alexandria.“

„Der Winter ist mild. Otava kann losgeeist werden.“

„Stenmann . . . verschaffe mir eine Stafette, die durch die Luft reiten kann. Ein so solides Geschäft in seinen Händen haben und vier Wochen zu spät kommen! Lewis' Brief ist vom ersten Dezember datiert.“

Stenmann zuckte die Schultern und nahm eine neue Prise. „Schicken Sie Tervola!“

Der Prinzipal biß an den Nagel seines rechten Zeigefingers, bedachte sich einige Augenblicke und sagte dann: „Tervola!“

Der junge Buchhalter erhob sich und erwartete seine Befehle.

„Kannst Du ein Pferd tot reiten?“

„Ja, wenn der Herr Kommerzienrat befiehlt.“

„Gut. In zwei Stunden bist Du unterwegs. Nach drei Tagen bist Du in Petersburg, nach fünf Tagen in Riga. „Otava“ wird losgeeist, geht mit Flachssamen nach London und nimmt Fracht nach Odessa. Verstehst Du?“

„Ja, Herr Kommerzienrat.“

„Mach Dich fertig. Geld und schriftliche Ordre erhältst Du in einer Stunde. Tervola . . . ich habe Dich aus dem Teer gezogen. Nun muß ich sehen, was Du taugst. Es kommt auf Minuten an, und davon hat die infame Post keine Ahnung. Der Frost einer einzigen Nacht — und aus dem ganzen Geschäft wird nichts. Bist

Du nicht am bestimmten Tage in Riga, triffst Du Kapitän Onholm und seine Besatzung auf dem Wege nach Hause."

„Ich werde am Sonnabend in Riga sein."

„Nimm meine Pistolen, und brich Dir Deinen Hals nicht. Warte noch einen Augenblick . . . Du hast eine arme Mutter?"

„Ja, Herr Kommerzienrat."

„Ich werde für sie sorgen, wenn Dir etwas zustößt. Geh, ich verlasse mich auf Dich."

Der junge Buchhalter entfernte sich mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung. Der Prinzipal sah ihm flüchtig nach und sagte bei sich selber: „Wäre schade um den Burschen; er ist mein Werk."

Im Comptoir hörte man einige Minuten nur die kratzende Feder des alten Stenmann, der außerdem öfter noch als gewöhnlich auf seine Schnupftabaksdose klopfte. Dann wandte der Prinzipal sich wieder an den Buchhalter und sagte:

„Frachtkonto, Kredit de dato?"

Der Buchhalter schlug eine Folioseite auf und antwortete: „138 654 : 32."

„Notiere: „Elise" remittiert: 19 040; „Argo" 14 890 : 16. Summa: 172 585. „Otava" mißt 380 Last; muß mit der zuletzt notierten Fracht 28 000 geben, falls Tervola zu rechter Zeit kommt. Stenmann . . . wir müssen nach 200 000 hin. Edvardson hat bei Bäcks damit geprahlt, daß Grabergs Fracht nach 230 000 hinkomme."

„Er lügt. Ist nicht soviel Wahrheit in ihm, wie in einer Meise."

„Glaubst Du, daß Tervola es erreicht?"

„Kommt drauf an. Saling bei Graberg wurde vor vier Jahren in Petersburg geplündert und ermordet, 'ne häßliche Tour nach Riga um diese Jahreszeit.“

„Salings Witwe erhielt 200 als Pension. Wir werden an Tervolas Mutter denken. Brauchen wir doch alle in unsern Geschäften Gottes Segen. Geht's mit „Otava“ gut, dann geben wir zwei Prozent des Nettoertrages an die Unterstützungskasse.“

Neue Pause.

„Meine Schwägerin kam gestern von Tammerfors nach Hause. Sie hat sich von Pellavoinen narren lassen.“

Stenmann brummte etwas vom Huhn und vom Fuchs vor sich hin.

„Sie hat Bruder Sten bei sich . . . er ist verrückt geworden.“

„Der Herr wird Vormund werden.“ Der alte Comptoirgaul perhorreszierte den Kommerzienrattitel.

„Die Sache hat ihre Haken. Wir dürfen Margareta nicht verletzen.“

„Hm,“ sagte Stenmann, „Lisu ist eine passende Partie für John.“

„Lisu hat Rosenius in den Augen und Schartau im Kopf; aber sie ist Bruder Stens Erbin.“

„Vermutlich. Alles wohl erworben und richtig disponiert.“

Der Comptoirdiener trat aus dem Vorzimmer herein und meldete Kapitän Edvardson. Der Prinzipal und sein Buchhalter wechselten einen raschen Blick. Es war etwas äußerst Seltenes, daß beider Hauptfeind, des Rivals vertrautester Handlanger und Bundesgenosse, sich am Horizont des Halmschen Comptoirs, so zu sagen, in der Löwenhöhle selber zeigte. War Stenmann mit seinem

vierzigjährigen Dienst eine unentbehrliche Feder in der geheimen Maschinerie des Halmschen Hauses, so war Edvardson ohne allen Zweifel die eigentliche Spinne in den weit verzweigten Geweben der Firma Graberg. Der Unterschied war nur der, daß Halm einen bessern Geschäftsblick als Stenmann hatte, Edvardson aber seinen Prinzipal an Schlauheit weit übertraf.

„Bitte ihn, einzutreten!“ sagte der Kommerzienrat.

Kapitän Edvardson trat herein, fein und elegant wie immer, trotz seiner siebzig Jahre.

„Heute Tauwetter, Herr Kommerzienrat. Hoffe, daß es dem Herrn Kommerzienrat gut geht?“

„Danke, es geht. Bitte nehmen Sie Platz ... Wem verdanke ich denn die so seltene Ehre dieses Besuchs?“

„Ich werde mich kurz fassen. Die Post geht um sechs Uhr, und Zeit ist Geld. Herr Kommerzienrat weiß vielleicht nicht, daß unsre Nachbarstadt X ... by in Flammen steht?“

„Was? In Flammen?“ rief Halm erschrocken. Er hatte doch hinter seinen Geschäften ein Herz.

„Seit heute morgen sieben Uhr. Ich habe es von zuverlässigen Menschen. Spritzen und Mannschaften haben den Befehl erhalten, sich ungesäumt dorthin zu begeben. Man wird auch Lebensmittel senden müssen.“

„Alle meine Pferde stehen zur Disposition. Stenmann, laß gleich die Hälfte des Schiffsproviants hinaustragen und nach X . . . by fahren. Mein Gott, welches Unglück!“

„Ich wollte mich auch nach einer halben Stunde auf den Weg machen,“ fuhr der Kapitän fort. „Aber wenn dem Unglück, wie ich fürchte, nicht mehr gesteuert werden kann, denn die Stadt ist ja alt und eng gebaut, dann

ist es von äußerster Wichtigkeit, gleich an die praktischen Folgen zu denken. Konsul Graberg schlägt vor, es möchte unsre Stadt sofort nicht nur ihre Unterstützung anbieten und die Abgebrannten in ihre Häuser aufnehmen, sondern auch Stapelplätze und Keller, Magazine und Läden zum weiteren Handel zur Verfügung stellen. Ich brauche nicht daran zu erinnern, wie sehr unsre Stadt unter der Konkurrenz mit X . . . by leidet, und welch bedeutender Vorteil es für uns wäre, zwei so nahe und miteinander konkurrierende Stapelplätze in einen einzigen zu verschmelzen. Konsul Graberg ist der Ansicht, daß sofort ein schriftlicher Vertrag aufgesetzt und unverzüglich per Stafette an den Magistrat von X . . . by gesandt werde. Und gerade Herr Kommerzienrat ist sowohl durch seine Einsicht wie durch seine Stellung der geeignetste Mann, diesen Vertrag aufzusetzen."

Hans Hermann Halm ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder. „In diesem Augenblick," rief er, „in diesem Augenblick, noch während die Stadt brennt! . . . — Herr Kapitän, ich habe vieles gesehen . . . vieles gehört, aber noch niemals etwas so infam Kluges erlebt . . . Sie haben jedoch recht . . . der Vorteil wäre unermeßlich groß . . . auch für die Abgebrannten. Der ganze Teerexport von zehn waldreichen Gemeinden . . . der ganze Salzimport nach einer Küste hin, die eben so viele Meilen lang und dicht bevölkert ist, mit reichen Gütern . . ."

„Nicht genug, Herr Kommerzienrat, nicht genug. Mit Hilfe dieser vereinigten Kapitalien, Schiffe und Handelsverbindungen wird unsre Stadt in kurzer Zeit die mächtigste und einflußreichste des ganzen nördlichen Finnland werden. Wir werden Abo überflügeln, werden uns wieder des ostfinnischen Handels, der uns aus den Händen zu

gehen droht, bemächtigen und das aufstrebende Wiborg in sein ehemaliges Nichts hinabstürzen."

„Die Geographie werden wir nicht verändern, Herr Kapitän. Aber einerlei. Ihr Vorschlag ist praktisch. Ich werd's mir überlegen . . . Morgen . . ."

„Schon heute, Herr Kommerzienrat. Time is money."

„Mag's sein . . . die unglückliche Stadt! . . . Aber das ist ja die größte Wohlthat, die man den Abgebrannten erweisen kann."

Buchhalter Tervola trat, zur Reise gerüstet, ein.

„Ah, um Verzeihung, Herr Kapitän! Ein Geschäft!"

Kapitän Edvardson fuhr mit der Hand über seinen seidenen Hut und empfahl sich mit einem verbindlichen Lächeln.

---

16. Graberg contra Halm.

Das Geld will uns ganz haben.

Die Stadt war über das Unglück, welches die Nachbarstadt betroffen hatte, sehr erregt. Pferde, Wagen, Rettungsapparate und Lebensmittel wurden mit großem Eifer abgesandt; die Straßen und Höhen vor der Stadt waren voller Menschen, welche sich anstrengten, die fernen Rauchsäulen zu entdecken. Viele weinten, andere waren gleichgültig oder neugierig. Der am meisten hervortretende menschliche Zug war jedoch ungeheuchelte Teilnahme.

Kaum zwanzig Minuten nach der oben berichteten Unterhaltung war der Kapitän Edvardson wieder im Comptoir des Konsuls Graberg. Seine klugen grauen

Augen blitzten vor Freude, während er den Hut ablegte und die Papierscheere in die Hand nahm.

„Na, Edvardson?"

„Nach Noten. Er geht auf den Vorschlag ein. Entweder glückt's, was jedoch weniger wahrscheinlich ist, und in diesem Falle sichert Bruder Graberg sich noch heutigen Tags die besten Stapelplätze; oder es glückt nicht, was das wahrscheinlichere ist, und dann weiß alle Welt, daß der Vorschlag, die beiden Städte zu verschmelzen, von Halm, der das Schreiben verfaßt hat, ausgegangen ist. Im ersten Fall direkter, im andern indirekter Vorteil. Die Einwohner von X . . . by werden diesen Übergriff, der mehr als einen großen Brand, der ihren Ruin bedeutet, niemals vergeben, und wir werden in ihnen eben so treue und ergebene Freunde haben, wie sie Halms unversöhnliche Feinde bleiben werden. Wie die Geschichte sich also auch abspielt, wir werden den Vorteil haben. Ich hätte wahrhaftig nicht gedacht, daß der schlaue Vogel so leicht auf den Leim gehen würde. Aber er ist ehrgeizig, und das darf ein Geschäftsmann niemals sein. Ich malte ihm die Perspektive, daß wir Abo und Wiborg überflügeln würden, in den hellsten Farben . . . und das zog."

„Edvardson! . . . Bruder ist ein Schlauberger!"

„Ich bitte . . . nur ein Pfuscher in der Geschäftsschule des Hauses Graberg. Aber nun muß ich nach X . . . by, um die Stimmung zu sondieren und unsern Plan vorzubereiten."

„Warte noch einen Augenblick. Margareta Halm ist zurückgekommen."

„Ja, das verdanken wir Pellavoinen. Der Kerl ist unter Freunden eine Schiffsladung Hanf wert; er weiß eine Konjunktur zu benutzen. Wer konnte vorhersehen,

daß er gerade Lars Roderik treffen würde, der dem dicken Weibe eine Geschichte vom Kommissär aufschneiden mußte?"

„Bruder weiß es also? Aber weiß Bruder auch, daß der Kommissär verrückt geworden ist?"

„Um so schlimmer für den Kommerzienrat. Tollheit scheint im Blut zu liegen. Aus dem allen kann man Kapital schlagen, besonders wenn man so glücklich gewesen ist, hinter die wirkliche Ursache zu kommen. Ich will alles in Bewegung setzen. Margareta Halm ist ein Sieb."

„Lars Roderik scheint, nachdem er zurückgekehrt ist, sehr schweigsam und zurückhaltend zu sein. Ich kenne den Burschen nicht wieder; es ist was im Werke. Vermutlich Liebesgrillen. Bald will er ins Ausland reisen wie John Halm, bald auf meinem Comptoir bleiben. Bruder erinnert sich ja wohl unsres Vertrages? Was ist da zu machen?"

„Muß im Comptoir bleiben. John Halm wird zum Frühling zu Hause erwartet. Die Affaire mit Lisu muß vorher ganz im reinen sein. Also jetzt keine Reise; wir müssen alles aufbieten, um Margareta und das Mädchen zu gewinnen. Ich hab's mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß des verrückten Kommissärs Sündengeld im Dienst des Hauses Graberg etwas Hübsches ausrichten soll."

„Aber hat er kein Testament gemacht, dann fällt die Hälfte seines Vermögens an Hans Hermann Halm."

„Und Bruder glaubt, daß das Mädchen . . . Bruder glaubt, daß Margareta für nichts und wieder nichts in Storkyro gewesen ist? . . . Adieu . . . Nein, noch eins! Ich traf Halms Buchhalter, Tervola, zur Reise gerüstet, in der Thür. Es gilt ein größeres Geschäft . . . vermutlich Konkurrenz. Die Fracht steigt. Es würde nicht

schaden, Nilson in fliegender Eile nach Süden zu senden, damit er alle Pferde in Beschlag nimmt, ehe . . ."

Kapitän Edvardson hatte seinen Beruf verfehlt, da er die diplomatische Carriere nicht einschlug. Aber in jedem Geschäft, und nicht am wenigsten im Handel ist Raum genug für jene Schleichwege kleinlicher Interessen, heimlicher Ränke, stiller Feindschaft, List und Falschheit, die in der Welt eine so große Rolle spielen. Ohne allen Zweifel gab es damals eben so gut wie jetzt ehrliche Kaufleute, welche solche Schleichwege verabscheuten und durch solide Spekulationen sowohl Ansehen wie Reichtum erwarben. Aber wenn nicht einmal so geachtete Firmen, wie Halm und Graberg, denen niemand Betrug oder Schwindel vorwerfen durfte, der Versuchung widerstanden, sich von der Konkurrenz zu Handlungen verleiten zu lassen, die vor einer strengeren Moral nicht bestehen konnten, so müssen wir sie nach der Zeit beurteilen, in der sie lebten. Die Rechtsbegriffe waren noch sehr unentwickelt, und das Gewissen des Kaufmanns weniger zart wie in unsern Tagen. Der Schleier, mit welchem er seine Spekulationen vor den Rivalen verbergen mußte, raubte ihm selber den klareren Blick in die Natur seiner Beweggründe, und wie konnte er sich ein unverletztes Gewissen bewahren, wenn die Gesetze ihm nur die Wahl ließen zwischen Ungerechtigkeit und Vorteil auf der einen und Ehrlichkeit und Verlust auf der andern Seite? Jene Verordnungen, die einerseits mit ihren unerhörten Zöllen zur Schmuggelei reizten und andrerseits durch geheime Cirkuläre vom Chef zu den unteren Zollbeamten den Kaufleuten gestatteten, zehn Liespfund Kaffee für hundert zu verzollen — waren sie nicht eine direkte und indirekte Aufforderung zum Betrug? Weshalb sollte jemand, der schon einmal falsche Fakturas

auf dem Zoll abgeliefert hatte, nicht ein andermal ein Faß Essig statt eines Fasses westindischen Rum anmelden? Man mußte es nur nicht zu grob machen, wenn die Zollbeamten durch die Finger sahen. War man glücklich, so galt man als kühner Geschäftsmann; war man unglücklich, so ward man nicht nur ruiniert, sondern mußte mit dem Schaden sich auch noch den Spott gefallen lassen.

Während die beiden Meister tüchtiger Geschäftsführung, Graberg und Edvardson — die Mühle und das Mühlenrad — ihre besonderen Interessen wahrnahmen, hatten viele Bewohner der Stadt sich von besseren Beweggründen leiten lassen und sich beeilt, ihren Nachbarn zur Hilfe zu kommen. Der größte Teil der Stadt X . . . by lag bei ihrer Ankunft in Asche, aber es glückte Lars Roderik Graberg, der eine Spritze anführte, doch noch, das Seinige zur Rettung des übrigen Teiles beizutragen. Lisu Halm, die von ihrer mildthätigen Mutter mit Kleidern und Lebensmitteln zu den Bedürftigsten geschickt war, erschien als ein tröstender Engel gerade in dem Augenblick, da die Bestürzung und Niedergeschlagenheit am größten war. Sie wurde von einem Gefühle hingebender Sympathie ergriffen, als sie es sah, wie unerschrocken der mutige Jüngling sich gerade da, wo es am gefährlichsten war, den Flammen entgegenstellte; und mit nicht weniger warmen Gefühlen sah er es an, wie seine jugendliche Cousine die Armen aufsuchte, welche sich auf den schneebedeckten Feldern und in noch nicht niedergebrannten Häusern gelagert hatten, um ihre Gaben unter sie auszuteilen, Gaben, deren Wert noch durch die Größe der Not erhöht wurde. Einmal hörte er ihren ermunternden Beifall, als er das Haus einer armen Witwe gerettet hatte; ein andermal rief er ihr sein Bravo zu, als er es sah, wie sie einem

vor Kälte und Erschöpfung halb toten alten Mann warme Kleider und ein Glas Wein reichte. Hier stand Halm contra Graberg und Graberg contra Halm in ganz anderer Weise; hier war auch ein Wettstreit, aber ein Wettstreit mutiger, selbstverleugnender Liebe, einer Liebe, die nicht das Ihre suchte.

Das entging auch dem Kapitän Edvardson nicht, der an der Spitze einiger Seeleute überall zu retten suchte und für seine Entschlossenheit verdiente Anerkennung fand. „Es geht alles nach Noten," sagte der schlaue Kapitän bei sich selber.

Vetter und Cousine fanden spät am Abend, jeder für sich, ein Bivouac, wie sie es sich nur wünschen konnten, die eine im Pfarrhause, der andere in einem Bauernhof draußen vor der Stadt. Am folgenden Tage zur Mittagszeit traten sie miteinander die Reise nach Hause an. Lars Roderik Graberg fuhr Lisu Halms offnen Schlitten, das Pferd war von der Anstrengung des gestrigen Tages erschöpft, die Reise ging langsam, Schritt vor Schritt, so daß sie Zeit genug hatten, miteinander zu plaudern.

Nachdem sie sich eine Weile vom Brande unterhalten hatten, fragte Lars Roderik plötzlich seine Cousine, wie es dem Kommissär gehe.

„Besser," antwortete Lisu.

„Und Du bist immer gleich unbarmherzig gegen den armen alten Mann, obgleich Du weißt, daß sein Wuchern nur Schein war und er heimlich viel Gutes that?"

„Ja, wer erforscht ein Menschenherz? ist's nicht Gott allein? Ich möchte gern, mein Onkel wäre, wofür er sich ansieht, ein aufrichtiger, bußfertiger Mann, wenn auch nach der Weise der Katholiken, einer, der die Schmach sucht und den Dank der Menschen verschmäht. Aber ich

fürchte, er betrügt sich selber — ich fürchte, daß dieses Wuchern, dadurch er der Menschen Verachtung suchte, ihm im Innersten seines Herzens gerade so sehr eine Wonne war, wie der Luxus des Reichtums, den er sich heimlich erlaubte. In beiden Fällen, fürchte ich, war es Heuchelei vor Gott und Heuchelei vor seinem Gewissen. Die Katholiken nehmen es da nicht so genau."

„Nein, Lisu, nun steht Graberg contra Halm in umgekehrter Ordnung. Ich verachtete Deinen Onkel, als Du ihn verteidigtest, nun verteidige ich ihn und Du verachtest ihn. Du wirst mich nie davon überzeugen, daß eine so demütigende Bußübung nicht aufrichtig sei und vor Gott keinen Wert habe."

„Ach, wär' sie nur aufrichtig! Ich wünschte es aus tiefstem Herzen. Aber Gott will uns nun einmal ganz haben. Wollen wir auch nur den allergeringsten Teil unsres alten sündlichen Wesens für uns behalten, so ist unsre ganze Buße eitel. Du hattest recht, und dasselbe sagte ja auch der Versucher zu meinem Onkel, das Geld will uns ganz haben. Will aber das Geld unser ganzes Herz haben, wie sollte Gott sich an dem halben genügen lassen? Und wenn das Geld nichts anderes als nur wieder das Geld anerkennt, wie sollte Gott etwas anderes in uns anerkennen, als sein Bild, nämlich den neuen Menschen, der nach ihm erschaffen ist?"

„Gott weiß am besten, daß wir arme und schwache Menschen sind. Er kann nichts Vollkommenes von uns verlangen."

„Nein, aber er will uns täglich durch seinen heiligen Geist erneuern. Es ist so weise eingerichtet, daß wir unsern Schatz in gebrechlichen Gefäßen tragen, damit wir

uns nicht unsrer Kraft rühmen, sondern damit Gottes Kraft in den Schwachen mächtig sei."

„Du hast über solche Fragen mehr nachgedacht als ich. Ob das nun wirklich zur „Wahrheit" gehört, wie Du sagst . . . was nennst Du Wahrheit?"

„Treibst Du nun wieder Deine Possen? Fragst ein armes Mädchen nach etwas, worüber die ganze Menschheit seit vielen tausend Jahren nachgedacht hat, ohne aus eigener Vernunft und Kraft eine Antwort zu finden?"

„Nein, ich frage Dich, weil Du sagtest, er suche die Wahrheit, ich aber thue es nicht. Ich möchte gern wissen, weshalb ein Missethäter, der nach ihr sucht, besser ist als einer, der es nicht thut," antwortete der Jüngling mit größerem Ernst, als seine Cousine ihm zugetraut hatte.

„Nun wohl, bist Du mit dem zufrieden, was jedes Bauernmädchen Dir sagen kann, wenn sie ihren Katechismus ordentlich gelernt hat, so antworte ich Dir, daß die Wahrheit das auf das Leben angewandte Gotteswort ist."

„Gut, wir wollen über so hohe Fragen nicht weiter streiten, aber antworte mir, ob es menschlich, ob es barmherzig von Dir war, so hart und grausam das einzige niederzureißen, was Deinem unglücklichen Onkel einigen Frieden mit seinem Gewissen gab — jene guten Werke, die Du verdammst?"

„Konnte ich anders, ohne zu lügen? Du bist ja wohl ein gelehrter Mann, Lars Roderik, und bist Du es nicht, so weißt Du von weltlichen Dingen doch mehr als ich. Aber ich sage Dir, wenn einer die Weisheit der ganzen Welt besäße und wäre mächtiger als ein Kaiser, geehrter und glücklicher als irgend ein andrer Sterblicher, und er stiege freiwillig von seiner Höhe herab und gäbe seinen letzten Heller hin für Werke der Barmherzigkeit,

würde arm und unwissend, entäußerte sich aller Macht, würde unglücklich und verachtet, ja gäbe sein Leben und das Liebste, was er auf Erden hätte, hin, arbeitete und fastete und entsagte allem bis ans Ende seiner Tage, thäte und duldete mehr, als die heiligen Märtyrer vor ihm um der Wahrheit willen erlitten haben — und käme mit all seinen Leiden und all seinen Werken vor die Himmelspforte und fragte: hab ich genug gethan? habe ich genug geopfert? — es würde die ewige Stimme ihm antworten: nein, nein, es ist nicht genug, es ist gewiß nicht, gewiß nicht genug! Kein menschliches Opfer ist so groß, kein Leiden und keine Werke der Menschen so vollkommen, daß einer mit denselben auch nur einen Strahl der ewigen Seligkeit verdienen könnte. Die kann nur Christus uns geben und er schenkt sie uns frei und umsonst."

Lisu hatte mit fast zitternder Stimme gesprochen und ihre Wangen glühten vor Begeisterung. Aber der junge Mann sah sie nicht an . . . er starrte hinaus in die graue Abenddämmerung, und eine Welt neuer Gedanken und Gefühle fing an, sich aus dem Nebel in seiner Seele zu lösen.

---

17. Wenn der Mammon Krieg führt.

Selbst die Gewaltigen der Erde können überwunden werden.

Wir nennen die beiden rivalisierenden Städte X . . . by und Y . . . by — X . . . by war niedergebrannt und Y . . . by stand in ungestörter Ruhe unter dem Regiment der Firmen Halm und Graberg.

X . . . bys Brand war verheerend, aber nicht vernichtend gewesen. Die reichsten und am besten bebauten Quartiere mit ihren Läden lagen in Asche, aber neben diesen Ruinen stand noch ein dritter Teil der unglücklichen Stadt; der größte Teil der Keller und Warenlager am Hafen war unversehrt geblieben. Kapitän Edvardson hatte nicht ohne Glück die erste Verwirrung benutzt, um bei einer möglichen Verlegung der Stadt seiner Firma die größten Vorteile zu sichern; aber wenige Tage nachher hatten die Abgebrannten wieder Mut gefaßt und wiesen jeden derartigen Vorschlag ab. Die brennende Frage, ob die Stadt wieder aufgebaut werden oder von der Karte Finnlands verschwinden sollte, war nun auf aller Lippen das Gespräch des Tages. Zum erstenmal seit langen Zeiten sah man kleine, miteinander streitende persönliche Interessen vor einer großen allgemeinen Frage in den Hintergrund treten; selbst bei den Gleichgültigsten erwachte die Liebe zu den väterlichen Herden von neuem, nur wenige konnten sich mit dem Gedanken vertraut machen, die zerstörte Stadt, wo ihre Wiegen gestanden hatten, für immer zu verlassen. Feinde versöhnten sich, alter Groll ward vergessen, erbitterte Konkurrenten umarmten einander mit dem heiligen Schwur, ihre teure Stadt bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, und nur etwa zwei bis drei jüngere Kaufleute erklärten sich bereit, nach Y . . . by überzusiedeln.

Einige Meilen von der Brandstätte entfernt, im glücklichen Y . . . by, wo unsre Erzählung ihren Anfang nahm, sah man die Sache mit andern Augen an. Auch hier drängte die große Frage die kleinen Interessen zurück; die Meinungen waren geteilt; einige fürchteten, die Fremden würden zu großen Einfluß gewinnen und stritten

gegen die Verschmelzung der beiden Städte, aber die große Menge träumte von einer künftigen mächtigen Handelsstadt und unterstützte Halm und Graberg in ihren Plänen aus allen Kräften.

Die beiden rivalisierenden Häuser schlossen in dieser Frage gemeinsamen Vorteils Frieden und Bundesgenossenschaft, jedoch mit dem stillschweigenden Vorbehalt, in allen andern Fragen den Kampf für ihre eigenen Interessen fortzusetzen. Jeder von ihnen führte eine Schar von Anhängern mit sich in den Kampf, und diese vereinte Macht ihrer Kapitalien und ihres Einflusses wurde so stark, daß sie jeden Widerstand niederschlug. Der Bürgermeister und Rat der Stadt waren ganz in den Händen der Alliierten. Die Bürgerschaft ward zusammenberufen und beschloß, die Abgebrannten aufzufordern, samt und sonders nach Y . . . by zu ziehen, wogegen sie ihnen ein großes, bisher unbebautes Territorium der Stadt frei und umsonst überlassen wollten, sowie Befreiung von Steuern und Abgaben während der ersten Jahre und andere bedeutende Vorteile. Höheren Ortes war die Sache schon vorbereitet; es lag im Interesse des Landes, lieber einen großen und blühenden Stapelplatz zu schaffen, als zwei klein zu behalten, die einander immer befehdeten und es daher nie zu etwas bringen konnten. Diese Nationalökonomie schien voll berechtigt — nur fehlte ihr eins: die Zustimmung derer, die ihre Stadt preisgeben sollten.

Das war der Knoten, und der war nicht so leicht zu lösen. Das Geld rückte mit seinem groben Geschütz vor und, wo das ohne Wirkung blieb, mit leichten Feldkanonen. Halm und Graberg luden die Kanonen, und Edvardson feuerte sie ab. Dieser schlaue Herr reiste zwischen den beiden Städten hin und her, streute hier Versprechungen

aus, und ließ es dort an Geld und gutem Rat nicht fehlen, sandte seine Handlanger nach der abgebrannten Stadt — die beiden Kaufleute, die an der Spitze der Minorität standen und nun vor einem Konkurs bewahrt blieben —, gewann Anhänger und wurde für seine thätige Hilfe während des Brandes hochgepriesen. Große Transporte von Baumaterial kamen für die Abgebrannten an; er kaufte es zu hohen Preisen, sicherte sich alle Mauersteine und alle fertigen Balken, die er in der Nähe auftreiben konnte; er bot allen Zimmerleuten, Schmieden und andern Handwerkern, welche die Wiederaufführung der abgebrannten Höfe annehmen wollten, Arbeit in seiner Stadt an. Das alles kostete viel Geld, aber was hatte das zu bedeuten? Das Geld führte Krieg, das Geld verheerte das Territorium des Feindes, das Geld streute — nach dem Vorbilde der alten Römer — Salz in die Ruinen der zerstörten Stadt, deß zum Zeichen, daß sie sich nie wieder als ein Phönix aus der Asche erheben solle. Und das Geld ist ein mächtiger Kriegsherr; es sendet seine Späher und Spione aus, unterminiert die schwachen Punkte des Feindes, schießt Breschen und stürmt die Wälle; wie sollte es nicht siegen?

Und doch geschieht es jeweilen, daß es aus dem Felde geschlagen wird; auch geschieht es, daß Geld mit dem Gelde kämpft, und dann gewinnt der Stärkere; aber es passiert auch wohl, daß der Kriegsherr auf menschliche Gefühle stößt, die er zu andern Zeiten verachtet, oder auf die unbestechliche Stimme des Gewissens, die er in Rechnung zu bringen vergaß, und dann kann selbst dieser Herr der Welt überwunden werden. Ein solcher Fall traf während jenes Krieges um die Existenz einer Stadt wirklich ein.

Auch die abgebrannte Stadt hatte ihre Kapitalisten, die nun allen Groll und alles Rivalisieren vergaßen und ihre vereinte Geldmacht gegen den mächtigen Angreifer warfen. Die ganze Gegend ward durch eine Art Auktion über Arbeitskraft und Baumaterial überrascht. Beides stieg unerhört im Preise, da die eine Partei die andere immer überbot. Aber das hatte Edvardson gerade berechnet; ob diese hohen Preise seinem Prinzipal auch viel Geld kosteten, es wurde doch auch der Wiederaufbau der zum Tode verurteilten Stadt sehr erschwert; die weniger Bemittelten konnten nicht bauen, murrten laut und hielten sich zur Minorität, die nach Y . . . by ziehen wollte. Hier war der Sieg auf der Seite des Geldes, aber das Blatt wandte sich.

Im selben Maße, als man nach dem großen Brande mit natürlichen und künstlich hervorgerufenen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wuchs auch die Liebe zur Heimat und zur Geburtsstadt. Nicht wenige Bürger der zerstörten Stadt, arme und reiche, schlossen sich zusammen und schwuren, sie wollten sich aus allen Kräften der Übersiedelung widersetzen. Sie schafften Kapitalien, kamen den Unbemittelten zur Hilfe, ließen in ferneren Gegenden mancherlei, was sie dringend bedurften, aufkaufen, hielten Zusammenkünfte, gingen von einem zum andern und drangen darauf, daß eine Deputation an die Regierung gesandt würde, die zur Wiederaufbauung der Stadt um ein zinsfreies Darlehen bitten sollte. Mit warmer Begeisterung traten sie für ihre Überzeugung ein, es bedürfe das dünn bevölkerte Land nicht einige wenige große Städte, die durch weite Heideflächen voneinander getrennt seien, sondern gut gelegene kleinere Stapelplätze, die einen Schutz gegen die Monopole gewährten und der ländlichen Be-

völkerung die Wahl zwischen mehreren Märkten ließen, damit sie ihre Waren da verkaufen könnten, wo sie am besten bezahlt würden. Die Zeit der Tagesblätter, solche Fragen zu ventilieren, war noch nicht gekommen; die kleinen Zeitungen, welche in Abo und Helsingfors erschienen und höchstens ein- oder zweimal wöchentlich aufs Land kamen, brauchten ihren beschränkten Raum für gelehrte Abhandlungen, Stiftsneuigkeiten oder Liebesnovellen und hatten für eine abgebrannte Stadt oder deren ungewisse Zukunft keine Zeile übrig. Das mündliche Wort machte sich, so gut es ging, auf die Reise, und suchte für das, was ihm gut und heilsam deuchte, einzutreten, wurde durch Gerüchte getrübt und durch persönliche Antipathien verwirrt, aber bildete schließlich eine Opinion, die sich wider die Übermacht des Geldes erhob. Doch war diese Opinion für oder wider ein bedeutender Vorteil für zwei Städte, die bisher miteinander rivalisiert und in kleinen persönlichen Fragen befehdet hatten. Denn nun hatten sie ja ein gemeinsames Ziel, das schon des Kampfes wert war; es vereinigte die zerstreuten Wünsche und Kräfte, stärkte und verjüngte sie; der Angreifer fühlte den Mut, größer und stärker werden zu wollen, der Angegriffene den Mut, leben und für seine Existenz kämpfen zu wollen.

Ungefähr vier Wochen nach dem Brande war der Streit und die Gereiztheit der beiden Städte aufs höchste gestiegen. Die Entscheidung lag nun bei der Regierung des Landes, die wohl nicht mehr wie in alten Tagen durch einen Machtspruch die eine Stadt direkt zwingen durfte, nach der andern überzusiedeln, wohl aber ihre Absichten dadurch erreichen konnte, daß sie X . . . by jegliche Unterstützung weigerte, ihre Zollkammer eingehen ließ, ihr Postcomptoir

aufhob und vor allem die neue Regulierung der Stadt ins Unendliche zog. Was in unsern Tagen unmöglich zu sein scheint, war mit der unberechenbaren und von persönlichem Einfluß abhängigen Staatskunst jener Zeit nicht nur möglich, sondern erschien auch vielen als das Wahrscheinlichste. Die beiden mächtigen Alliierten, Halm und Graberg, hatten nicht nur die Bürgermeister beider Städte in ihrer Macht, sondern auch den Landeshauptmann und, was mehr sagen wollte, des Landeshauptmanns Gemahlin, die wieder mit einem damals allmächtigen Mann, der an der Spitze der Regierung stand, nahe verwandt war. Alle Triebfedern wurden in Bewegung gesetzt, alle Räder geschmiert — in den niederen Regionen mit klingenden, in den höheren mit überzeugenden Gründen; denn was man auch den finnischen Beamten vorwerfen mag, sie lassen sich nicht bestechen, und das thaten sie auch damals nicht. Im tiefsten Grunde aber war es doch eine Handels-, will sagen, eine Geldfrage; also wollte das Geld in diesem erbitterten Kriege, in welchem ja freilich kein Blut vergossen ward, das Feld behalten und den Sieg davontragen. Die Herren Halm und Graberg waren von dem Sieg des Geldes so überzeugt, daß sie, obgleich in diesem Kampf gute Alliierte, doch schon wieder ihren geheimen Krieg untereinander eröffneten und sich die wichtigsten Stapelplätze der Stadt Y . . . by zu sichern suchten; denn wenn die Stadt X . . . by nach Y . . . by übersiedelte, mußten diese ja doppelt so wertvoll werden wie zuvor.

Wie sicher ein Feldherr jedoch seines Sieges sein mag, er wird es doch niemals unterlassen, seine Position durch neue Angriffs- oder Verteidigungsmittel, wo solche innerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegen, zu verstärken.

Und in der That war noch ein solches Mittel übrig, um X . . . by zu imponieren. Die Häfen beider Städte hatten nämlich mit der ganzen Westküste dasselbe Schicksal über sich ergehen lassen müssen; sie waren im Lauf der Zeiten immer seichter geworden, da sich in diesen Gegenden das Land immer mehr erhebt und infolgedessen der Wasserspiegel sinkt, in jedem Jahrhundert um ein Fuß. Glückte es nun Y . . . by, einen bessern Hafen als X . . . by zu erhalten, so war das ein so triftiger Grund für die Übersiedelung, wie kaum ein andrer. Konnte die Natur nicht gezwungen werden, diesen sprechenden Grund zu prästieren? Ja, es war möglich, wenn man eine früher befahrene, aber nun versandete bequemere Wasserstraße wiederherstellte. Diese Arbeit kostete zwar nicht wenig, war also auch eine Frage, auf welche die Artillerie des Kapitals ihre Aufmerksamkeit richten mußte, aber man hoffte, das Geld durch eine nach fünfzig Jahren zu amortisierende Anleihe zu erhalten. Die jetzt Lebenden sollten den Vorteil haben, die Nachkommen die Schuld bezahlen.

Die Bürgerschaft ward zusammenberufen; sie stutzte über den Plan, aber schien doch dem weisen Orakelspruch der Mächtigen gehorsam sein zu wollen. Alles ging nach Wunsch, als plötzlich ein unerwarteter Gegner auftrat.

Konsul Lars Graberg hatte einen alten, kinderlosen Onkel, den früheren Ratsherrn und Fischhändler, Rufus Graberg, ein Original, wie es sich jetzt selten anderswo als bei der Fischerei zeigte, wo er über Einsalzen und Verpacken guten Rat erteilte. Der kleine gemütliche alte Mann mit seiner schiefen Perrücke, seinem rotwollenen Wams unter dem groben Rock von eigen gemachtem Tuch und seinem Reichtum von Sprichwörtern war wegen seines

klugen Kopfes und seiner satirischen Laune überall bekannt. Um die Angelegenheiten der Stadt hatte er sich seit vielen Jahren so wenig gekümmert, daß es allgemeine Verwunderung hervorrief, als er nun seinem eigenen Brudersohn an der Spitze einer Opposition entgegentrat.

„Ich habe sagen hören," fing er an, „daß das Summen der Mücken im Himmel nicht gehört wird,*) aber ich habe auch sagen hören, es sei kein Kopf so schlecht, daß er nicht ein Körnlein Verstand in sich haben könne.*) Nun wollt ihr den Wirta-Sund aufwühlen, um die Nachbarn herzulocken, und wenn sie kommen, laßt Ihr sie die Mahlzeit bezahlen. Aber nasse Erde braucht keine Feuchtigkeit mehr;*) sie haben genug, um ihren eigenen Schaden zu bezahlen, warum wollen wir sie auch noch unsern Vorteil bezahlen lassen? Ihr meint, in einem Brunnen sei Platz genug für zwei Kröten, aber ich will Euch etwas sagen, fremde Menschen bei sich aufnehmen heißt nichts anderes, als seine Kinder Fische rein machen lassen — für einen, den sie rein machen, essen sie zwei auf. Laßt X . . . by in Frieden; jeder kocht seine Grütze am besten, selbst wenn nichts andres als magere Rübenstiele drin sind.*)

Der kleine graue Mann stand tapfer und richtig zwischen einem jüngeren Geschlecht, von welchem manche im geheimen seiner Ansicht waren, ohne daß sie es auszusprechen wagten. Es ward lebendig im Lager; die Meinungen gingen auseinander, die Gegenpartei hatte einen Sprecher gefunden. Edvardson war fort, er wühlte vermutlich anderswo in einem Maulwurfshaufen; der Bürgermeister lag wegen der Gagen mit der Stadt in offener Fehde;

*) Finnisches Sprichwort.

Lars Graberg durfte einen kinderlosen Onkel nicht vor den Kopf stoßen — man fürchtete schon, er würde sein Vermögen für öffentliche Institutionen testieren. Hans Hermann Halm brauchte aus diesem Grunde nicht zu schweigen. Er zeigte, welche Vorteile die Stadt von einem verbesserten Hafen und einer doppelt so großen Handelsflotte haben werde, aber er redete nicht mit gewohnter Kraft und Begeisterung, er war zerstreut und dachte an etwas anderes. Der halsstarrige Alte trat ihm mit seinen Sprichwörtern entgegen: „Reden bauen keine Brücken, sondern der Zimmermann, und was der Vogel im Schnabel hat, hat er noch nicht im Kopf.“ Der Beschluß konnte nicht durchgesetzt werden; das Geld hatte eine Bataille verloren; der entscheidende Schlag stand noch bevor, und der mußte aus dem Centrum der Regierung kommen.

„Der alte Rufus ist doch ein Kerl,“ flüsterte die siegreiche Gegenpartei bei sich selber. „Auf ihn kann man eins seiner eigenen Sprichwörter anwenden:

Den alten Hund mir nicht verachte,
Er beißt noch immer tief ins Bein.“

---

18. In den beiden Comptoiren.

Er kann schweigen, deshalb mag wohl
noch ein Kaufmann aus ihm werden.

„Was neues?“ fragte Konsul Lars Graberg Kapitän Edvardson, als dieser Schlag elf vormittag eintrat.

Der Kapitän strich seinen Hut, hängte ihn vorsichtig an seinen Haken und antwortete: „Sonnenschein in der Mastspitze, Regen auf dem Deck. Ging in der Bürgerschaft von X . . . by gestern schlecht her.“

„Ja, das ist wahr. Der Mann für alles war nicht da. Bruder ist in X . . . by gewesen?“

„Ja, und beim Landeshauptmann. Sie sind wie die Ameisen in einem Aschenhaufen und halten zusammen. Der Teufel selber kann sie nicht auseinanderjagen. Nun habe ich auf Bruders Befehl achtzigtausend in Holz und Stein angelegt, ich habe ihre besten Arbeiter gedungen; Milberg und Anderson haben für die gute Sache ihre Stiefel abgelaufen, und außerdem geht's schlecht, heidenmäßig schlecht. Was meint Bruder? Eider und Alrot haben schon den Grund für ihre neuen Häuser gelegt. Wenn nun die Regulierung zur rechten Zeit kommt, werden die Herren schon den Appetit verlieren. Aber sie kommt ja nicht, Bruder Graberg; die Frau des Landeshauptmanns ist auf unsrer Seite, das weiß ich sicher, und was bedeuten dann die andern?“

„Weiberlaunen — Aprilschnee!“

„Natürlich, wenn die Launen einem Mann gelten. Aber nun gilt die Freundschaft zufälligerweise einem andern Frauenzimmer. Die gnädige Frau kann's nie vergessen, daß die arme Gouvernante ihrer Kinder zu einer reichen Kommerzienrätin Halm avanciert ist, das ist der gnädigen Frau Werk, wenigstens glaubt sie es, und sie hat die Schwachheit — wer hat sie nicht — daß sie ihre eigenen Puppen am liebsten hat? Also Halm flüstert seiner Frau ein Wort ins Ohr, Ihro Gnaden flüstern es wieder ihrem Onkel, dem Minister, ins Ohr. X . . . by ist verloren; seine Zukunft ist keinen Bleistift wert . . .“

Bei diesen Worten zerbrach der Kapitän wie in Gedanken einen von den sechs Bleistiften, die immer in genauer Reihenfolge auf dem Schreibtisch seines Prinzipals lagen.

„Aber," bemerkte Graberg, indem er in eine Gänsefeder hinein biß, „der kleinen Frau da am Markt kann eines schönen Tages vielleicht der Gedanke kommen, etwas von uns zu flüstern."

„Da hat Bruder recht," antwortete der Kapitän. „Gerade deshalb brauchen wir einen Blitzableiter, und ich glaube, daß ich ihn gefunden habe. Ich werde bald wissen, was ich von Kommissär Sten Halm wissen muß. Es gilt die Ehre der Familie. Bruder kann ganz ruhig sein. Der Kommerzienrätin möchte ich nicht raten, von den Angelegenheiten des Hauses Graberg zu flüstern."

„Bruder Edvardson! . . . Bruder ist ein Pfiffikus . . . Weiß Bruder, daß Lars Roderik umgesattelt hat und wieder auf die Akademie gereist ist?"

„Was sind das für Knabenstreiche? Sah ich nicht ihn und das Mädchen bei X . . . bys Brand nach Noten spielen? Ich glaubte, sie wären schon verlobt."

„Ich verstehe den Burschen nicht. Heute das Comptoir, morgen eine Reise ins Ausland, übermorgen zurück nach der Akademie. Sieht für Bruders tausend Reichsthaler nicht gut aus. Ich ließ ihn reisen. Da er einmal angefangen hat, muß er als Magister wiederkommen."

„Um Vergebung, Bruder Graberg, aber es ist nun einmal mein Princip, daß ein Geschäftsmann nicht ehrgeizig sein darf. Magister? Nun wohl! Halm trat sein Kommerzienratspatent mit Füßen, aber nachdem er sich bedacht hat, wird er es für ein Schiff nicht verkaufen. Meinethalben! Der Ehrgeiz ist ein schlechtes Geschäft . . . Lars Roderik ein überstudierter Magister! Hat er nichts von dem Mädchen gesagt?"

„Kein Wort."

„Er kann also schweigen; dann ist noch nicht alle

Hoffnung verloren. Kann man mit zwanzig Jahren schweigen, dann kann man auch mit vierzig Jahren vernünftig sein. Er kann schweigen, deshalb mag wohl noch ein Kaufmann aus ihm werden."

Konsul Graberg seufzte. Trotz dieses Trostes fürchtete er, sein einziger Sohn werde niemals des Vaters Platz im Comptoir einnehmen. Aber Magister sollte er werden. Für einen ungelehrten Vater, der noch auf seinen alten Tagen Geographie gelernt hatte, war's doch ein Trost, sehen zu können, nach welchem Ende der Welt er seine Schiffe sandte.

Während dieser Unterhaltung hatte Kommerzienrat Halm auf seinem Comptoir die Post durchgesehen, worauf er zu seinem Buchhalter Stenmann sagte:

„Otava ist in London. Rasche Reise, zehn Tage. Kingslaw & Söhne notieren nach Odessa die höchste Fracht, die seit vielen Jahren gegeben ist. Tour und retour über 60 000. Tervola hat seine Sachen gut gemacht."

„Tervola hätte schon vor vierzehn Tagen zurück sein müssen," sagte Stenmann, ohne von seinem Comptoirbuch aufzusehen.

Der Prinzipal schwieg. Der junge Buchhalter hatte seinen Auftrag besorgt und zwar zur Zufriedenheit seines Herrn besorgt; was dann aus ihm geworden war, war ja freilich Nebensache. Aber nicht einmal ein solider Geschäftsmann ist frei von aller menschlichen Schwachheit, und Halm fühlte etwas wie eines Vaters Wohlwollen für den wackeren jungen Mann. Tervola war ja sein Werk . . .

Nach einer halbstündigen Pause, während welcher er mit Briefen, die abgehen sollten, ganz beschäftigt gewesen

war, sagte Halm zu Stenmann: „Wir haben heute Taufe.“

„Gratuliere,“ antwortete der Buchhalter trocken.

„Stenmann, ich habe schlechte Nachrichten von John erhalten. Er spielt . . .“

Stenmann schüttelte den Kopf, nahm eine Prise und schrieb weiter.

„Ich muß schon zum drittenmal seine Schulden bezahlen. Das geht nicht, Stenmann. Ich schreibe, er soll unverzüglich nach Schweden zurückreisen.“

„Mitten im Winter?“

„Ja, mitten im Winter. Die Nordsee und das Alandsmeer sind nichts gegen die Spielhöllen in London. Wenn ich ihn verlöre . . .! Gott strafe uns, Stenmann! . . . dann hätte ich nur noch den neugeborenen Sohn, der heute getauft wird. Stenmann, wir müssen etwas für die Armen thun; es kommt kein Segen auf unsre Kinder, wenn wir nicht auch etwas für andere thun. Notiere fünfhundert dem Seemannshause für Witwen und Waisen. Aber das ist nicht genug, Stenmann; wir wollen zur Erinnerung an diesen Tag eine Sparkasse in X . . . by errichten. Ich gebe tausend als Grundfond.“

„Sie haben zwei Prozent von Otavas Fracht für die kaufmännische Unterstützungskasse bestimmt. Das werden tausend bis zwölfhundert.“

„Ja, ich hatte es vergessen. Aber einerlei, der Vogel ist noch nicht gerupft. Notiere fünfhundert für das Seemannshaus und tausend für die Sparkasse. Das Glück ist unbeständig, man muß etwas Gutes thun. Mag man sich ein Denkmal setzen . . . Sollte ich sterben, Stenmann, so habe ich Dich in meinem Testament bedacht.“

„Hat nichts zu sagen. Sie leben dreißig Jahre länger als ich.“

„Der Gedanke an John läßt mir keine Ruhe. Nun ja . . . die Bürgerschaft setzte sich gestern auf die Hinterbeine; der alte Rufus war witzig. Ich bin froh, denn mir ward die Geschichte schon unangenehm. Graberg hat den neuen Stapelplatz am Hafen gekauft. Edvardson streut Geld wie getrocknete Pflaumen aus. Es ist sein Gedanke gewesen, Stenmann."

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß der Kerl durch und durch verdorben ist und nichts taugt. Die Firma kennt ihn. Minerva hatte seiner Zeit gute Frachten, aber was kam dabei heraus? Zank und Streit und ein langer Prozeß. Die Firma hat es Edvardson nicht gedankt, so viel ich weiß. Und mit solchem Kerl lassen Sie Sich in neue Geschäfte ein?"

„Im Geschäft, Stenmann, muß man die Augen offen haben, aber man soll auch vergessen können. Graberg kann nicht vergessen, deshalb ist und bleibt er nur ein Schmalzhändler . . . Nun gehe ich zu meinem Bruder Sten. Er ist als Gevatter gebeten."

„Der Kommissär?" fragte Stenmann ganz verblüfft und vergaß sogar, eine Prise zu nehmen.

„Wundert es Dich? Er ist ja mein ältester Bruder."

„Entschuldigen Sie," antwortete Stenmann verlegen, „aber ich glaubte, er wäre verrückt."

„Albern ist er, aber nicht verrückt. Margarete hält ihn im Bauer. Es ist meine Schuldigkeit, nachzusehen, wie er es auf seine alten Tage hat."

Der Kommerzienrat nahm Hut, Stock und Pelz und war bald verschwunden. Der alte Buchhalter sah ihm nach, schnitt sich eine neue Gänsefeder und brummte vor sich hin: „Der Vater war der klügste von ihnen allen, bis er verrückt ward . . . Sten war der kühnste, bis er

10*

auch verrückt ward . . . Otto Christopher war der dümmste und anständigste; er behielt sein bischen Verstand . . . Hans Hermann ist der beste von allen; wird er nun auch verrückt? . . . John geht nach Sten Halm; er verliert seinen Verstand. Schlechtes Geschäft . . . Saldo für Favör Havarie, Havarie!"

---

19. Das Buch Sirach.

„Stecke Dich nicht in mancherlei Händel."

Frau Margarete Halm hatte, wie wir wissen, ihr eigenes Geschäft und bewohnte ihr eigenes gut gebautes Haus in der Kaufmannsstraße. Der Buchhalter stand hinter dem Ladentisch, wog Kaffee, Zucker und Ingwer ab, verkaufte Leder und Tabak, Lübecker Kattun und rotseidene Taschentücher, welche die Frauen der Teerbauern besonders liebten und schenkte den Kindern derselben getrocknete Pflaumen. Hinter dem Laden war das Comptoir, wo es immer nach Brasilienholz roch und wo Lisu als Comptoirist gute Dienste verrichtete, wenn sie nicht hinausgerufen wurde, um im Laden zu helfen. Neben dem Comptoir war Frau Margaretes privates Arbeitszimmer, in welchem sie ihre vornehmsten Kunden empfing; neben diesem wieder ein äußerst hübsch und ordentlich gehaltener Saal, ein dito urgemütliches Kabinett mit einem langen Sopha und vergoldeten Adlern am Spiegelrahmen, und schließlich an der andern Seite des Hauses eine geräumige Küche mit der Stube für die Knechte und Burschen sowie die Kunden aus dem niederen Volk. Oben im Hause waren nach der Sitte jener Zeit zwei große Kammern,

eins an jeder Seite des riesigen Bodens, die ursprünglich für Gäste bestimmt waren, von denen nun aber das eine — das nördliche — der Kommissär Halm bewohnte, während seine Brudertochter Lisu das südliche in den wenigen Stunden zur Verfügung hatte, während welcher sie unten entbehrt werden konnte. Die mit Wachholderbeerreisern bestreuten Treppen und Vorzimmer glänzten vor Sauberkeit, das ganze Haus zeugte von Sparsamkeit, Ordnung und solidem Wohlstand, jedoch ohne einen andern Luxus als das Kabinett, in welchem zweimal jährlich geheizt wurde, wenn die unvermeidlichen Kaffeegesellschaften gegeben werden mußten, das aber sonst kalt und ungemütlich, öde und verlassen war wie eine in einem Schrank hängende Galauniform.

Kapitän Edvardson war aus den früher dargelegten Gründen bei Frau Margarete, als der Kommerzienrat bei seiner Schwägerin eintrat, die gerade an einem Strumpf strickte. Die beiden Herren grüßten einander höflich, aber kalt, worauf der Kapitän seinen feinen Hut nahm, ihn mit seinen gelben Handschuhen strich, die gewaltige Hand der Wirtin küßte und sich ihrem ferneren Wohlwollen empfahl. Frau Margarete gab ihm ihrerseits einen leichten Schlag mit dem wollenen Strumpf und antwortete, sie würden schon gute Freunde sein können, wenn Vetter Edvardson nur nicht immer ihre Teerbauern nach Grabergs hinüberlocke. Was X . . . by angehe, so sei sie der Ansicht, daß, wenn man seinen Löffel in anderer Kohl stecke, man selbst schuld habe, wenn man sich die Finger verbrenne. „Lebe wohl, Vetter, vergiß mich nicht . . . Und Schwager Hans?"

„Eine seltene Ehre! Darf ich Schwager ein Glas Wein mit Pfeffermünze anbieten?"

Schwager Hans verzichtete auf Pfeffermünze, streichelte Frau Margaretes selten weiße und selten taube Katze und erklärte, er habe sich mit der schriftlichen Einladung nicht begnügen wollen, sondern möchte sich selber davon überzeugen, daß die Schwägerin seinen kleinen Knaben über der Taufe halten werde. Und außerdem gelte sein heutiger Besuch Bruder Sten, der auch eingeladen sei, wenn seine Gesundheit es erlaube.

Frau Margarete dankte für die Ehre; sie werde kommen, auch Lisu, da Schwager Hans sie mit einer schriftlichen Einladung beehrt habe; aber dem Alten da oben könne man vom Taufkuchen schicken; er thäte am klügsten, wenn er wie ein Eichhorn in seinem Bauer sitzen bliebe.

„Margarete," sagte der Kommerzienrat, „wenn Du einen unglücklichen Bruder hättest, der nur wenige Schritte von Deinem Hause wohnte, würdest Du Dich schämen, ihn als einen Verwandten anzuerkennen?"

„Nein, Schwager, gewiß nicht! Aber seinen Verstand muß er haben. Und Sten hatte nicht für zwölf Schilling gesunde Vernunft, als ich ihn von Storkyro hierher schleppte. Der alte Teufelsspuk machte ihn wieder verrückt, und, Gott bewahre! was für Grillen er hatte, um einige Missethaten wieder gut zu machen? Ja, der Mensch ist ein armes, schwaches Wesen, Schwager; wir dürfen unser Herz nicht an das Irdische hängen, merk es Dir, Hans; es geht ein Belialsbach durch das Halmsche Geschlecht. Na, versteht sich, wir andern sind auch nicht viel besser, das sitzt in den Grabergs und der ganzen Kodille. Nun war Lisu die einzige, die über Schwager Sten einige Macht hatte, deshalb dachte ich: was nützt es, Doktor und Apotheker zu bezahlen? Hier hilft kein Kremortartari.

Ich hab dann Pokkises Anna genommen, die pflegt ihn für die Kost und zwei Thaler wöchentlich; da darf man nicht sparen, und ich selber sorge dafür, daß er täglich weichgekochte Eier, Fische und Hühnersuppe essen kann. Des seligen Otto Christophers Schlafrock und Morgenschuhe hat er an seinem Bett, und das Brettspiel brauchten wir nicht erst hinaufzubringen. Er wollte ja wohl in seiner Tollheit noch einmal weglaufen, aber da schickte ich Lisu zu ihm hinauf, und er ward ruhig. Lisu las ihm jeden Tag aus Gottes Wort vor; ich denke, das war die beste Medizin. Geld gab ich ihm niemals, das war das reine Gift für ihn; und als er wieder einigermaßen vernünftig wurde, fing Lisu an, den Teufel, der in ihm war, auszutreiben. Zuerst trug sie wie zufällig ein gelbes Halstuch; das ward ein Spektakel, kann Schwager denken, da es aber Lisu war, gewöhnte er sich daran. Dann gewöhnte er sich allmählich auch an einen gelben Handschuh, eine gelbe Citrone und schließlich gar an einen messingnen Leuchter. Das ging, bis Lisu es wagte, ihm wie im Scherz einen goldenen Ring zu zeigen; wir glaubten, die alte Tollheit würde wieder über ihn kommen. Pokkises Anna und ich paßten an der Thür auf, denn er wollte ja hinaus, der lange, starke Mann. Wir wären nicht mit ihm fertig geworden, wenn Lisu ihn nicht zahm gemacht hätte. Drei Tage später konnte er den goldenen Ring ruhig ansehen, und nun kann er alles haben, nur kein Geld. Ach, Schwager, er kann weder einen Kassenschein noch einen roten Schilling sehen! Kein Mensch, außer uns dreien, Lisu, Anna und mir, durften in den letzten fünf Wochen zu ihm kommen. Schwager ist der erste. Edvardson wollte auch zu ihm, aber den hab ich nicht hineingelassen."

„Lieber jeden andern als Edvardson! Es freut mich Margarete, daß Du gegen meinen armen Bruder Sten so gut gewesen bist; der Tag wird schon kommen, wo Du für all Deine Mühe reichen Lohn ernten wirst. Du begreifst aber wohl, daß man seine Geschäfte nicht so gehen und stehen lassen darf; die Verschreibungen können verfallen, die Obligationen eingezogen oder ausgelost werden. Was meinst Du? Soll ich mich der Sache annehmen?“

„Meine Meinung,“ antwortete Frau Margarete mit einem schalkhaften Blick, der bedeutete: glaubs schon, mein Herr, aber das geht nicht — „meine Meinung ist, daß Schwager Sten, der ja nun wieder vernünftig zu werden anfängt, am besten selber dafür sorgt. Na ja, man kann da manches pro und contra sagen. Was soll man von einem Mann sagen, der seine Verschreibungen vor den Augen der Debitoren aufbrennt? Aber ich will niemals wieder ein Pfund Flachs abwägen, wenn Lisu ihn nicht kuriert. Laß uns bis zum Frühling warten. Madame Vidström hütet das Haus in Storkyro; ich habe den Lehnsmann hingeschickt, daß er das Inventar aufnimmt, und die Kasse habe ich in Gegenwart von Zeugen versiegelt. Wir müssens erst ansehen, Schwager! Sten ist ein desperater Mensch, das liegt im Blut . . . Lisu!“

Lisu trat ins Comptoir.

„Glaubst Du, daß Onkel Hans ihn da oben besuchen kann?“

„Er ist jetzt ruhig; Onkel kann es ganz gut thun. Aber sprich nicht von Geld.“

„Wer würde im Hause eines Mannes, der sich aufgehängt hat, vom Strick sprechen? Geh mit, Lisu, geh mit, man weiß ja nie, was passieren kann.“

Einige Augenblicke später standen der Kommerzienrat

und seine Brudertochter in der Kammer des Kommissärs. Der alte Mann saß an einem Tisch und machte Stahldraht für ein Vogelbauer zurecht. Er trug seines Bruders Otto Christophers berühmten Schlafrock und Morgenschuhe und sah abgezehrt, aber nicht verstört aus. Die beiden Brüder hatten einander seit dreißig Jahren nicht gesehen.

Hans Halm war kein herzloser Mann. Es traten ihm Thränen in die Augen, als er diesen einst so bewunderten, dann so verabscheuten Bruder sah, der, zwanzig Jahre älter als er, der Stolz und die Hoffnung der Familie gewesen war, bis er ihre Schande und Verzweiflung ward — diesen Bruder, der so viel gesündigt, aber auch so viel gelitten hatte.

„Kennst Du mich nicht, Bruder Sten?“ fragte er.

Der Alte sah ihn ohne sonderliche Bewegung an. „Bruder Sten?“ wiederholte er. „Ich habe zwei Brüder gehabt. Bist Du Otto Christopher oder Hans Hermann?“

„Otto ist tot, ich bin Hans. Ich möchte Dir noch einmal die Hand drücken und Dich fragen, ob ich Dir in irgend einer Weise nützlich sein kann.“

„Na, Du bist Hans?“ antwortete der Kommissär mit derselben gleichgültigen Ruhe. „Du bist alt geworden; ist nicht immer ein Glück, wenn man alt wird. Aber hier ist nichts zu erben, Hans, nicht einmal ein abgetragener Rock. Ich bin ein armer Mann und lebe von der Barmherzigkeit meiner Verwandten. Reich mir Deine Hand; das ist hübsch von Dir.“

„Geht es Dir nun gut, Bruder Sten? Bist Du zufrieden?“

„Ganz gut, ganz zufrieden. Ich bin niemals so zufrieden gewesen, seit ich als Knabe auf dem Kallisehügel

Schlitten fuhr. Damals lebtest Du noch nicht, Hans. Und was hattest Du hier in der Welt verloren? Hier ist Sünde und Streit, nichts anderes.“

„Kann ich Dir dienen, Bruder Sten? Möchtest Du nicht irgend welche Bequemlichkeiten haben? Liebst Du Virginia-Kanaster? oder vielleicht einen guten, stärkenden Wein?“

Nein, danke, ich brauche nichts. Ich habe es gut, wie Du siehst. Ich bin zufrieden, ganz zufrieden. Na ja, schick mir etwas Stahldrath; ich mache Vogelbauer, um mir meinen Aufenthalt zu verdienen; ich mache auch Fischangeln. Du kannst sie in Deinem Laden verkaufen. Du hast doch einen Laden? Oder bist Du eben so arm wie ich? das wäre gut für Dich, Hans!“

Der reiche Kommerzienrat schlug die Augen nieder. „Ich werde Dir Stahldraht schicken, und will Deine Vogelbauer und Fischangeln verkaufen.“

„Ja, thu es, Hans; das ist hübsch von Dir. Aber fordere nicht zuviel dafür. Spiel nicht mit dem Gelde, Hans! Ich könnte Dir etwas erzählen, aber das ist eine traurige Geschichte. O, schrecklich, mit dem Gelde zu spielen.“

Lisu suchte ihn rasch von dem gefährlichen Thema abzubringen und bemerkte, daß sie ihrem Onkel heute noch nichts vorgelesen habe.

„Ja, lies, Kind, lies mir etwas vor. Hans kann es auch anhören. Nicht wahr, Hans, Gottes Wort vertreibt die bösen Gedanken. Wo hielten wir auf?“

„Im Buche Sirach, elftes Kapitel Vers 10.“

„Richtig. Lies weiter, Kind. Siehst Du, Hans, ich bin nicht so arm, wie Du glaubst. Jeden Tag steigt ein Engel vom Himmel herab und berührt den verdorrten,

aussätzigen Staub meines sündigen Herzens. Dann sprudelt eine Quelle frischen Wassers in den jammervollen, verdurstenden Pfuhl, das ist die klare, tiefe Quelle, die aus dem ewigen Leben strömt. Ja, ich bin reich, Hans, aber nicht aus mir selber, sondern durch ihn, der alles in allen ist. Lies, Kind, lies."

Lisu las:

„Mein Sohn, stecke Dich nicht in mancherlei Händel; denn wo Du Dir mancherlei vornimmst, wirst Du nicht viel daran gewinnen. Wenn Du gleich fast danach ringest, so erlangest Du es doch nicht; und wenn Du Dich gleich hie und da hinwendest, so kommst Du doch nicht heraus.

„Mancher läßt es ihm sauer werden, und eilet zum Reichtum, und hindert sich nur selber damit. Dagegen thut mancher gemach, der wohl Hilfe bedürfte, ist dazu schwach und arm; den siehet Gott an mit Gnaden, und hilft ihm aus dem Elend, und bringt ihn zu Ehren, daß sich seiner viele verwundern.

„Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum. Den Frommen giebt Gott Güter, die da bleiben. Und was er bescheret, das gedeihet immerdar. Mancher Mann karget und sparet, und wird dadurch reich, und denket, er habe etwas vor sich gebracht, und spricht: „Nun will ich gut Leben haben, essen und trinken von meinen Gütern; und er weiß nicht, daß sein Stündlein so nahe ist, und muß alles andere lassen und sterben.

„Bleibe in Gottes Wort, und übe Dich darinnen, und beharre in Deinem Beruf, und laß Dich nicht irren, wie die Gottlosen nach Gut trachten. Vertraue Du Gott, und bleibe in Deinem Beruf; denn es ist dem Herrn

gar leicht, einen Armen reich zu machen. Gott segnet den Frommen ihre Güter, und, wenn die Zeit kommt, gedeihen sie bald. Sprich nicht: „Was hilfts mich? Und was hab ich davon?“ Sprich nicht: „Ich habe genug, wie kann mirs fehlen?“ Wenn Dirs wohl gehet, so gedenke, daß Dirs wieder übel gehen kann; und wenn Dirs übel gehet, so gedenke, daß Dirs wieder wohl gehen kann. Denn der Herr kann einem jeglichen leichtlich vergelten im Tod, wie ers verdient hat. Darum sollst Du niemand rühmen vor seinem Ende . . .“

Lisu brach ab. Ihr jüngerer Onkel Hans, der starke Mann, war bleich geworden, und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Er stand auf, um zu gehen. „Bruder Sten,“ sagte er, „ich habe eine Bitte an Dich.“

„Und die wäre, Bruder Hans?“

„Mein jüngster Sohn wird heute getauft. Ich möchte Dich und Margarete und Lisu bitten, Gevatter zu stehen.“

Der Kommissär schwieg einige Augenblicke und antwortete dann:

„Ich habe einmal von einem Manne gelesen, der geladen war und hatte kein hochzeitlich Kleid an. Der Mann ward in die äußerste Finsternis geworfen.“

„Du sollst der Mann nicht werden, Bruder Sten. Die Taufe ist heute nachmittag 3 Uhr; Du wirst zur rechten Zeit einen vollkommen passenden schwarzen Anzug erhalten. Er hat Otto Christopher gehört, und der war von Deiner Größe. Ich habe ihn von Margarete gekauft.“

„Ich werde kommen.“

„Nein, Onkel, nein!“ rief Lisu voller Angst.

„Fürchte Dich nicht,“ sagte der Alte ruhig. „Nun kann ich alles ertragen. Die ganze Welt mags wissen, daß ich ein armer Mann bin, der von der Güte seiner

Verwandten lebt. Hans hat sich nicht geschämt, solch jammervollen Menschen wie mich als Bruder anzuerkennen; sollte ich mich schämen, in geborgten Kleidern zu kommen.“

„Aber Onkel ist Katholik.“

„Nein, Kind, ich bekenne mich zum Christentum ohne Rücksicht auf eine Konfession. Bist Du damit zufrieden, Hans?“

„Ja, Bruder Sten. Also um 3 Uhr. Lebe wohl!“

„Lebe wohl!“

---

20. Eine Taufe.

Danke Gott, daß Du nicht den Blick eines Sehers empfangen hast.

Kommerzienrat Hans Hermann Halm litt um diese Zeit unter einem Kummer, der noch viel tiefer war, als er sich seinem einzigen Vertrauten, dem Buchhalter Stenmann gegenüber mit einigen flüchtigen Worten hatte merken lassen. Sein ältester Sohn John, der Stolz des Vaters und der Firma, war Schritt für Schritt dem Abgrund des Verderbens immer näher gekommen. Jeder Brief aus dem Londoner Hause, an dessen Comptoir John arbeitete, hatten immer peinlichere Mitteilungen gebracht. Aus dem letzteren ging hervor, daß John das Comptoir verlassen und zugleich einen falschen Wechsel mit des Vaters Accept ausgefertigt hatte. Das Haus hatte ihn indessen, um die Ehre des Namens zu retten, ausbezahlt. Das Geheimnis war wohl verwahrt; zu Hause wußte kein Mensch davon, aber es hatte des Vaters

Herz zerrissen und alle andern Gedanken in den Hintergrund gedrängt.

Aber ein Trost war ihm doch geblieben — dieser kleine Knabe, den die Vorsehung ihm nun als Ersatz für den verlorenen Sohn gesandt hatte, sollte die ganze Liebe erben, die bisher auf den älteren Bruder verschwendet worden war; er sollte einmal das Haupt der Familie und der Firma werden. Deshalb mußte der Segen schon über seine Wiege kommen, deshalb mußte bei der Taufe dieses Kindes die Gnade von oben erkauft werden, was es auch kostete, reiche Gaben, Fürbitten der Witwen, Anerkennung eines unglücklichen, verachteten Bruders . . . schließlich auch die Fürbitte der Brudertochter Lisu. Denn in Hans Halms Herzenskomptoir fand sich zuweilen, wenn die Geschäfte schwiegen, ein geheimnisvoller, lang vergessener Kreditor, der im Debet und Kredit der Comptoirbücher nicht aufgeschrieben war, und zeugte von einer andern Rechnungsablage als hier auf Erden. Lisu Halm kannte diesen zudringlichen Kreditor; sie allein hatte einen Blick durch die Thür dieser fürchterlichen, unbekannten Welt gethan, wo anders geurteilt und gemessen wird als unter den Menschen. Sie durfte daher nicht fehlen, sie mußte auf dem Taufschein quittieren, damit derselbe ein Leben voller Glück und Segen bringe.

Die gewöhnliche Essenszeit war 1 Uhr mittags; die Kaffeegesellschaft, die nach Sitte und Gebrauch bei einer Taufe sich versammelte, war daher auf drei Uhr geladen. Das reiche Haus, das von einem Luxus strahlte, der bisher in Y . . . by unbekannt gewesen war, es war bald von Gästen aus dem vornehmsten Umgangskreise der Stadt überfüllt. Man hatte es noch nicht gelernt, diese Feste auf die Familie und die nächsten Freunde zu be-

schränken; die Stadt ward bei solchen Gelegenheiten als eine große Familie betrachtet, und deshalb konnte keine Hochzeit, keine Taufe, keine Beerdigung ohne Hunderte von Gästen gefeiert werden.

Die junge Frau des Hauses brauchte sich in ihrem reservierten Zimmer um diese gleichgültigen Zuschauer bei dem Eintritt ihres neugeborenen Sohnes in die christliche Gemeinde nicht zu kümmern. Auch sie bat den Segen Gottes auf dieses Kind herab, aber sie wollte ihn nicht kaufen, sondern als ein freies Geschenk der Gnade annehmen.

Der Prediger der Stadt trat, würdig und freundlich mit wohl gesteiftem Priesterkragen, die Agende in seiner Hand, herein. Er pflegte das Taufformular in singendem Ton, der der Menge gefiel, zu verlesen. Er wußte, daß er seine Sache gut machen und auch nicht das geringste Wort auslassen würde. Aber ein Gedanke oder ein Gebet, daß der Name dieses Kindes einmal, wenn der Streit beendigt, in das Buch des Lebens dort oben eingeschrieben werden müsse, fiel dem freundlichen Manne nicht ein. Er hatte viele Hunderte der Kleinen, die dem Reiche Gottes gehören, getauft, und er hatte sie getauft, wie der Portier eines Schlosses die Thür des Palastes für die Unterthanen des Landesherrn öffnet — er selber bleibt draußen vor.

Die junge Mutter konnte ihn durch die halb geöffnete Thür ihres Zimmers sehen. Was ging der Pfarrer sie an? Sie dachte an dieses Kind, das seine Lebenswurzeln in einem reichen Hause schlagen sollte und vielleicht in Armut sterben würde. Solch armer, kleiner Knabe — wickele ihn in die weichsten, mit Spitzen besetzten Windeln, herze und küsse ihn mit der zärtlichsten Liebe, hege und

pflege sein mit der eifersüchtigsten Fürsorge — niemand kann einer Mutter sagen, wo und wie er einmal sein sturmbewegtes Leben enden wird . . . vielleicht begraben weit, weit fort im Sand der Wüste, in den Schneefeldern des Nordpols oder in der unermessenen Tiefe des Oceans. Mutter, Mutter, genieße heute die reinste Freude, welche Dir die Erde schenkt — drücke mit Thränen der Liebe Deinen Liebling an die treue Brust, die für das Glück eines andern Wesens schlägt — male Dir seine Zukunft mit den hellsten Farben aus, von denen die Hoffnung träumen kann, wenn ein menschliches Leben in die Welt geboren ist — aber danke Gott, daß Du nicht des Sehers Blick in die unbekannte Zukunft empfangen hast.

Die Gevattern nahmen ihre Plätze ein. Frau Margarete, die den Neugeborenen zur Taufe trug, stand Konsul Graberg gerade gegenüber — die Handelseifersucht hat mit der Taufe eines Kindes nichts zu thun. Zu ihrer Verwunderung bemerkten die Gäste unter den Gevattern einen den meisten unbekannten hohen und hagern Mann mit gebeugtem Kopf. „Wer ist der?“ flüsterte man. „Ein schwedischer Offizier, der in Finnland reist,“ vermuteten einige. „Es ist Kommissär Halm“, sagte Kapitän Edvardson leise — sein scharfer Blick hatte sofort den Mann erkannt, der vor vielen Jahren durch die Geschichte mit dem Silberschiff einen häßlichen Verdacht auf sich geladen hatte.

„Der Kommissär?“ flüsterten die Zunächststehenden und fragten einander mit Blicken, wie das möglich sei.

„Er ist ja der Bruder des Kommerzienrats“ bemerkte der Kapitän kalt.

Die Turmuhr zeigte beinahe auf vier, als die heilige Handlung ihren Anfang nahm. Die vier kleinen Mäd-

chen, von welchen drei schon auf eigenen Füßen standen und das vierte von der Kindermagd getragen ward, sahen mit unschuldiger Verwunderung auf den Pastor, die Taufschale, den kleinen Bruder und die vielen fremden Menschen. Es war klares Frostwetter; die Fenster des Saales lagen gegen Südwest. Die sinkende Januarsonne warf einen goldenen Schein durch die Scheiben. Der Prediger war zu den Worten gekommen: „Entsagst Du dem Teufel und allen seinen Werken?" als ein heller, goldener Sonnenstrahl auf alle Kinder fiel und um das Köpfchen des Neugebornen wie ein strahlender Glorienschein spielte. Im selben Augenblick hörte man einen schweren Fall. Was war das? Weiter nichts als daß der Kommissär Sten Halm umgefallen war.

Es entstand eine allgemeine Verwirrung; der Prediger hörte mitten im Satz auf; man trug den Ohnmächtigen hinaus. Wieder ging ein Flüstern durch den Saal, aber dieses Mal lauter: „Es ist Sten Halm . . . der Mann mit dem Silberschiff!"

„Ja," sagte Kapitän Edvardson wieder so kalt, als träte er nur auf einen Wurm zu seinen Füßen, „es ist der Bruder des Kommerzienrats."

Lisu war aus dem Kreis der Gevattern verschwunden, aber Frau Margarete stand mit dem Kinde auf dem Arme noch immer da. Auch der Pastor blieb an seinem Platz, die Agende in der einen Hand, und die andere im Taufwasser, bis man nach der störenden Unterbrechung zur Ruhe gekommen war. Nun konnte er weiter gehn: „Ich taufe Dich, Sten Otto Johann . . ."

Die Handlung war zu Ende und ein neuer Mensch in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen. Der Wirt zeigte sich, wie immer, liebenswürdig und

ruhig. Sein Bruder Sten, der sich erst kürzlich in seiner Vaterstadt niedergelassen hatte, litt leider sehr an Ohnmachtsanfällen; man brauche sich nicht zu fürchten, es habe nichts zu bedeuten. Man nahm diese Erklärung als gute Ware an oder that wenigstens so; das reiche Traktament verschloß manchen gesprächigen Mund, aber dessenungeachtet blieb der Kommissär das Thema der Unterhaltung. Wer kannte seine Geschichte? War er es nicht, der, nachdem er zweimal ruiniert gewesen war, immer doppelt reich wieder zurückkehrte? Hatte er nicht zweimal das Land verlassen müssen, weil böse Gerüchte ihn wegtrieben, und war als Wucherer und Menschenhasser wiedergekommen, der sich vor der Welt verbarg und Geister sah? Wie durfte der Kommerzienrat, wie durfte sein so übel berüchtigter Bruder bei solcher Gelegenheit . . . ? Aber der Kommissär war ja auch wieder ein reicher Mann, seine Familie war die Erbin seiner Schätze, und was wagt man nicht um des Geldes willen? Arme und anständige Menschen würden sich so etwas niemals erlauben. Ja, Hans Hermann Halm war ganz gewiß ein sehr geachteter Mann und ein gastfreier Wirt, sein Haus war sehr angenehm . . . nur zu verschwenderisch ausgesteuert . . . solche Teppiche, Spiegel, Gemälde, Gardinen . . . aber von der Familie wußte man sich allerlei zu erzählen. Hochmut kommt vor dem Fall . . . . Und dann tröstete man sich mit dem herrlichen Konfekt, den köstlichen Trauben und Kuchen, scherzte mit den Kindern, war um die Gesundheit der Kommerzienrätin sehr besorgt und trank das Wohl des Neugebornen in Champagner.

„Na, Graberg!" sagte ein dicker Herr aus der Minorität der Bürgerschaft spöttisch, „hat Bruder schon die

große Neuigkeit des Tages gehört? die Abgebrannten in X . . . by haben fünfzigtausend Reichsthaler direkte Staatsunterstützung erhalten und eine eben so große zinsfreie Anleihe, die in zwanzig Jahren amortisiert werden soll. X . . . by steht wie ein Felsen von Granit, wo es steht."

„Wohl bekomms," antwortete Konsul Graberg trocken.

„Die Neuigkeit sollte Bruder dem Wirt des Hauses erzählen," sagte Kapitän Edvardson. „Das kann man Strohfeuer nennen! Man ist so glücklich, oben Verbindungen zu haben . . . man legt eine Mine, um einen Konkurrenten in die Luft zu sprengen . . . die Mine zerspringt unter seinen eigenen Füßen, und der Konkurrent lacht."

„Ja, das Vergnügen hat unserm Wirt manch harten Thaler gekostet," sagte der dicke Herr lachend.

Der Wirt, der immer höflich und zuvorkommend war, schien auf die Unterhaltung, mit der man sein Konfekt würzte, nicht zu achten. Die vier lieblichen kleinen Mädchen, die wie Schmetterlinge zwischen den Gästen umherflogen, merkten auch nichts. Selbst die Wirtin in ihrem reserviertem Zimmer lebte in glücklicher Unwissenheit. Sie drückte den Neugeborenen an ihre Brust, wie wenn sie ihn gegen alle bösen Worte, alle Gefahren und alle Versuchungen dieser falschen Welt schützen wollte!

Wer am meisten davon merkte und es sich auch am meisten zu Herzen nahm, war Frau Margarete Halm. Als die Gäste nach dem Thee gegangen waren, nahm sie ihren Schwager, den Kommerzienrat, am Arm und sagte:

„Schwager Sten, warum ludest Du Sten ein?"

„Weil er mein Bruder ist," antwortete Hans Halm.

„Ja wohl, ja wohl! Accurat dieselben Worte hörte ich

sie überall im Saale flüstern. Na, ich sage ja nichts Böses von Schwager Sten; wir sind alle arme, schwache Menschen, aber warum soll man alten Schnee wieder aufgraben? Es fällt auf die Familie zurück, Hans. Und er selber, der Arme, hätte es auch besser gehabt, wenn er den Taufkuchen oben auf seinem friedlichen Zimmer hätte essen können."

„Ohnmacht, Margarete!"

„Ohnmacht? Willst Du mir das einbilden? Sahst Du nicht, daß die Sonne wie klares Gold auf den Kopf des Knaben schien, als ich ihn vorhielt, und der Pastor seine Hand ins Wasser tauchte, um ihn zu besprengen? Lisu hatte es so klug verstanden, Schwager Sten an alles Gelbe zu gewöhnen, aber nicht an die Sonne, vor der selbst das Gold erblaßt. Weißt Du nicht, was Deine Mutter von Sten Halms Taufe erzählte, als Dein Vater den goldenen Schein über seinem Kopf sah und von Stund an verrückt ward?"

Der Kommerzienrat faßte sie hart an den Arm. „Margarete . . . mach mich nicht wahnsinnig! Nimm mir nicht das bischen Vernunft, das ich noch habe und das ich wahrlich nicht entbehren kann. Das ist alberner Aberglaube. Laß mich den kleinen Knaben behalten . . . ich habe vielleicht bald keinen andern mehr."

Und der sonst so ruhige, klar denkende Geschäftsmann warf sich erschöpft auf einen Stuhl und hielt seine Hand vor die Augen, aus denen ein Thränenstrom herausbrach.

Frau Margaretes gutes Herz war gerührt. „Nein, Hans," sagte sie tröstend, „kümmere Dich nicht um die dumme Geschichte; sollte Gottes helle Sonne dem Knaben schaden können? Hat die Sonne nicht auch auf die andern lieben Kinder alle geschienen, auf Anna und Lotte, auf

Margarete und Lili, als der Prediger sie taufte? Was gehts uns an, was die Menschen schwatzen? War es auch nicht gerade ein glücklicher Gedanke, Sten zur Taufe zu laden, so war es doch hübsch von Dir, daß Du den armen, verachteten Menschen, der doch Dein Bruder ist, an dem Tage in Deinem Hause haben wolltest, das wird Dir Gott noch einmal lohnen, Schwager Hans. Lebe wohl und besten Dank für das Traktament! Ich will nach Hause und sehen, wie es mit ihm steht."

Der Kommerzienrat saß allein mit der ältesten Tochter auf dem Schoß da, als der alte Stenmann eintrat und einen Besuch anmeldete.

„Morgen, Stenmann; ich bin müde."

„Es ist Tervola."

„Ah, bitte ihn eintreten zu lassen."

In den schönen Saal, in dem der Diener gerade die Lichter des Kronleuchters auslöschte, trat ein junger Mann mit schwankenden Schritten und bleich wie ein Schatten.

„Wie, bist Du das, Tervola? Wie bleich und mager bist Du geworden. Setz Dich. Bist Du krank?"

„Nicht ganz munter, Herr Kommerzienrat!" antwortete der junge Mann, indem er auf einem Stuhl hinsank. „Ich bin lange fortgewesen . . . habe krank in Wiborg gelegen."

„Armer Bursche! Du hast wie ein Mann gehandelt . . . Hast Du viel gelitten?"

„Alle Pferde auf einer Strecke von fünfzehn Meilen waren verliehen. Ich mußte ununterbrochen fünf Nächte reisen . . . es war kalt . . . ich muß mich erkältet haben . . . ward krank, als ich auf dem Wege nach Hause war . . . der Herr Kommerzienrat hat versprochen, an meine arme Mutter zu denken . . ."

Er konnte nicht mehr. Ein Blutstrom quoll aus seinem Munde.

„Das fehlte noch!“ sagte der Prinzipal mit leiser Stimme. „Otavas Fracht ist teuer geworden. Eine Mutter verliert ihren Sohn und ich habe meinem besten Diener das Leben genommen.“

---

21. Prüfungen.

Gieb Deine Seele nie dem Mammon hin.

Die Tage gingen hin, der Winter eilte seinem Ende entgegen, es ward Frühjahr, und nach dem Frühjahr kam der Sommer. Die Nachbarstadt X . . . by erhielt ihre neue Regulierung und fing an, sich aus der Asche zu erheben, wie eine junge Birke aus dem durch Feuer verzehrten Walde. Rom hatte sein Salz noch nicht auf die Ruinen Karthagos gestreut; das Geld hatte wieder eine Schlacht verloren. Aber manche Niederlagen sind derart, daß auch der Geschlagene dadurch gewinnt. Beide Städte erhoben sich zu erneutem Wettstreit; der Mut wuchs, auf den Werften ward fleißig gearbeitet und der Handel blühte. Der ausländische Markt war für die Ausfuhr des Landes nicht immer vorteilhaft, aber um so günstiger für seine Frachtfahrten. Die schlechte Handelsbilanz, die alljährlich in Finnlands allgemeinen Zeitungen veröffentlicht ward, zeigte trotz aller Anstrengungen, die Zahlen passend zu gruppieren, wieder und wieder ein Minus, und doch wuchs die Handelsflotte mehr und mehr und mit ihr die Seestädte. Die Staatsökonomen wandten vergebens all ihren Scharfsinn auf, um zu erkennen,

woher es doch komme, daß ein Land, welches stets doppelt soviel ausgab wie es einnahm, nicht insolvent ward und fremden Wechslern verfiel, sondern vielmehr immer reicher ward. Das Geheimnis lag damals, wie gesagt, in der Frachtfahrt, welche Millionen ins Land brachte, ohne daß diese letzteren in die statistischen Tabellen aufgenommen werden konnten. Noch war es thörichten Zollgesetzen nicht gelungen, diesen reichen Strom, der das Gold des Weltmarktes ins Land brachte, zu verstopfen. Als später der Dampf ein gefährlicher Konkurrent für die finnischen Segelschiffe ward, brauchte man die Handelsflotte nur ohne wirksame Unterstützung zu lassen, um die Millionen wieder zu verlieren. Jetzt sucht man sie in dem Export von Brettern und Balken wieder zu gewinnen — solange das Beil noch einem Baum an die Wurzel gelegt werden kann.

Die Handelshäuser Halm und Graberg machten gute Geschäfte. Halm & Comp. — Stenmann war Compagnon — versicherten ihre Schiffe, verloren eins und erhielten den Schaden erstattet. Graberg verlor auch eins, aber ersetzte den Schaden dadurch, daß er für die sechs andern Schiffe die Versicherungsprämie sparte. Den beiden reichen Firmen drohte ein neuer Konkurrent: eine Aktiengesellschaft. Die kleineren Kapitalien fingen nach dem Exempel der Nachbarstadt an, mit vereinten Kräften Schiffe zu bauen. Was thaten da die beiden Matadore? Sie traten beide diesen Aktienunternehmen bei, und konnten dadurch der Konkurrenz den Stachel nehmen. Nun gab es drei Großmächte in Y . . . by: zwei Monarchien und eine Republik.

Kapitän Edvardson hatte dafür gesorgt, daß die Vergangenheit des Kommissärs Halm allgemein bekannt wurde,

und der Schatten fiel auf die ganze Familie. Der Neid mißdeutete, die Verleumdung schwärzte die Verbindung des Kommerzienrats mit einem unglücklichen Bruder. Frau Margarete war nach Storkyro gegangen, um das kostbare Mobiliar in Yrjölä zu verwahren. Nach dem Wunsch des Kommissärs wurde es auf einer Auktion verkauft, aber es wurde nicht so gar viel dafür gegeben, ungefähr achtzehntausend Reichsthaler. Diese Summe wurde, ebenfalls nach dem Willen des Kommissärs, unter die Armen Storkyros und seiner Vaterstadt gleichmäßig verteilt. Er wollte arm sein, und wurde arm, aber wer glaubte es? Nein, es war ja noch die Goldkiste da, deren Siegel erst nach seinem Tode erbrochen werden sollte; in ihr waren selbstverständlich unermeßliche Schätze.

Ein Zufall fügte es indessen so, daß die Verleumdung, die bisher ihr Gift auf das Halmsche Haus gespritzt hatte, jetzt einen hübschen Anlaß fand, sich mit den Grabergs zu beschäftigen. Konsul Lars Grabergs Onkel, der kleine Fischhändler und Freund guter Sprichwörter, Rufus Graberg, war sehr früh im Jahr auf schwaches Eis gefahren und ertrunken. Als seine Hinterlassenschaft geordnet ward, zeigte es sich wider Erwarten, daß das ganze Vermögen zweiundzwanzigtausend Reichsthaler betrug, und einer alten armen Witwe, Frau Hallberg, einer entfernten Verwandten, die dreißig Jahre dem Hause des Verstorbenen vorgestanden hatte, testamentiert war. Lars Graberg schlug der glücklichen Erbin vor, er wolle sie bei sich aufnehmen, wenn sie ihm das Vermögen überlasse, andernfalls werde er gegen das Testament Protest erheben. Frau Hallberg weigerte sich. Für einen Lars Graberg waren zweiundzwanzigtausend Reichsthaler nicht mehr, als was ein einziges seiner Schiffe in wenigen Monaten ver-

dienen konnte, aber Kapitän Edvardson hatte einen unbedeutenden Formfehler entdeckt: dem Testament fehlte die Unterschrift der Zeugen und es ward daher Protest erhoben.

Kaum hatte die böse Welt angefangen, das Grabergsche Haus mit dieser Nadel zu stechen, als man auch schon einen groben Pfriemen in das Halmsche Haus bohrte. John Halm kam von England nach Hause, wie leider so mancher Sohn eines reichen Mannes von den vereinten Versuchungen des Goldes, der Welt und der Jugend nach Hause zurückgekehrt ist. Nicht einmal sein Verbrechen war ein Geheimnis geblieben: die Wechselgeschichte war durch Grabergs Korrespondenten ruchbar geworden. Vergebens suchte der unglückliche Vater seinen verlorenen Sohn vor den Augen des Menschen zu verbergen. Eine kleine Stadt hat überall ihre Augen: der junge John stahl sich des Nachts aus dem väterlichen Hause, und ward dann tags in den verrufensten Restaurationen der Stadt gefunden, mit den liederlichsten Menschen trinkend und spielend. Schließlich schickte der Vater ihn unter strenger Aufsicht nach einer Sägemühle im hohen Norden, und dort wartete er auf des Vaters Tod, um dann seine Rechte geltend machen zu können.

Wie wenn diese Prüfung dem Kommerzienrat Hans Halm noch nicht tief genug gegangen wäre, kam gegen Ende des Frühlings noch eine neue hinzu. Der junge, brave und ungewöhnlich tüchtige Buchhalter am Halmschen Comptoir, Tervola, starb an der galoppierenden Schwindsucht, die er sich auf der forcierten Reise nach Riga in fünf schlaflosen Nächten zugezogen hatte. Während der vier Monate, die dieser junge Mann noch lebte, nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt war, fühlte Halm es,

daß er ihn mehr liebte als den Sohn, der ihm seine Liebe so schlecht gelohnt hatte. Es ward nichts gespart, um die Hand des Mordengels zurückzuhalten, aber wo die Liebe ohnmächtig war, lachte der Tod über den Mammon. Als der Rheder „Otavas" an dem Sarge seines bleichen Opfers stand und es sah, wie die verlassene Mutter, in Thränen gebadet, an der Leiche des Sohnes kniete — ja, da erst fühlte Hans Hermann Halm, daß all sein Gold nichts anderes sei als eine Hand voll Staub.

„Von nun an," sagte er zu der verweinten Witwe, „von nun an will ich Ihr Sohn sein."

„Ich danke Ihnen," antwortete die Mutter ohne den Stachel zu ahnen, der in ihren unschuldig gemeinten Worten lag, „ich brauche nur wenig. Geben Sie mir ein Grab an der Seite meines Sohnes."

Hans Halm kehrte in sein Comptoir zurück, gab Stenmann Ordres für die Arbeit des Tages und ging dann zu seiner Familie. Zum erstenmal sah seine Frau ihn während der Comptoirzeit bei sich. Voller Entzücken tanzten die kleinen Mädchen um ihren Vater her und zeigten ihm ihre Puppen. Er spielte mit ihnen, fühlte sich ruhiger und nahm den Neugeborenen aus der Wiege. „Du," sagte er, „Du, der Du mir nur Freude gemacht und mir noch nie Kummer bereitet hast, — soll ich in Dir nicht einmal einen besseren Menschen als mich selber sehen? O, mein Sohn, mein kleiner Sten, stecke Dich nicht in mancherlei Händel . . . oder sollte es Dein Los werden, gieb Deine Seele nie dem Mammon hin!"

Seine Frau verstand ihn — ein Weib versteht mit ihrem Herzen alles. „Nein," sagte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals, „unser kleiner Sten soll es

lernen, Gott über alles zu lieben und seinen Nächsten als sich selbst. Er soll Dir niemals Kummer machen."

---

22. Kapitän Edvardson.

Er war ein Pfiffikus.

Wegen verschiedener Geschäfte war Konsul Lars Graberg gezwungen, seinem ersten Buchhalter Södergren einen Platz im Comptoir zu geben und sagte ihm, als die Postzeit sich näherte: „Wo bleibt Edvardson?" Der pünktliche Mann hatte es wider Gewohnheit versäumt, mit dem Schlag elf Uhr einzutreten.

„Kapitän Edvardson segelte heute morgen um sieben Uhr auf die Rhede hinaus," antwortete der Buchhalter.

„Warum gerade heute, wo es so stürmt?"

„Des Kommerzienrats „Argo" kam vorgestern nach Hause. Die Besatzung soll abgemustert werden, und Kapitän Edvardson wollte zur rechten Zeit mit dem Steuermann und den besten Matrosen sprechen. Unsre „Solide" soll nächste Woche ihre Besatzung aufmustern."

„Na, darum handelt es sich! Aber es ist ja ein fürchterlicher Sturm. Ich sehe die Flaggenstange am Packhause nicht mehr."

„Die wehte vor einer Stunde um."

„Und Edvardson ist in solchem Sturm auf der Rhede!"

„Alter Seemann, Herr Konsul!"

Graberg schwieg. Mehr denn je bedurfte er gerade jetzt Edvardsons Hilfe; er stand vor einem großartigen Geschäft, das dieser tüchtige Mann ausspekuliert hatte. Es handelte sich um nichts Geringeres, als sich die Salz-

einfuhr des ganzen Frühlings für die beiden Nachbarstädte zu sichern, denn das Salz war zu neun Reichsthaler pro Tonne gestiegen, und das Haus Graberg war das einzige, das einen größeren Vorrat dieser unentbehrlichen Ware auf Lager hatte. Aber dazu waren rasche Ordres nach Liverpool und St. Ybes erforderlich — Ordres, die nur der sprachkundige Edvardson ausfertigen konnte.

„Weshalb habe ich nicht Englisch gelernt?“ seufzte Lars Graberg, der immer unruhiger wurde, je näher die Postzeit kam. „Södergren, rufe meinen Sohn.“

Lars Roderik war vor einigen Tagen angekommen und fand sich alsobald im Comptoir ein.

„Kannst Du Englisch?“

„Etwas.“

Von fremden Sprachen lernte man zu jener Zeit in den Schulen nur Deutsch und ein barbarisches Französisch, aber nicht Englisch.

„Schreibe nach meinem Diktat einen Brief an Hawkes & Söhne in Liverpool.“

„Einen Brief?“ sagte der Student verlegen. „Ich habe etwas Englisch gelernt, aber es weder gesprochen noch geschrieben.“

„Nicht geschrieben!“ rief der erzürnte Vater. „Kostest schon im dritten Jahre Geld, und hast nicht so viel gelernt, daß Du Deinem Vater mit einem simpeln Brief helfen kannst! Was nützt mir denn all Deine Gelehrsamkeit?“

„Mit Vaters Erlaubnis möchte ich gern Schullehrer werden.“

„Was? Schullehrer?“ sagte der Vater ganz verblüfft. „Also nicht Magister!“

Es gab eine Zeit, in welcher praktische Männer mit

Ehrfurcht zum Magistergrad als dem Inbegriff aller Weisheit hinaufsahen. Später sind die Zeiten anders geworden, und jetzt ist der Magistertitel in den Augen eines Geschäftsmannes nicht viel anders als ein Konfusionarius oder Müßiggänger.

„Erst die Würde, mein Vater," antwortete der Sohn.

„Du Schullehrer? Du? Und mit meiner Erlaubnis? Niemals! Mein Sohn Schullehrer! Mein einziger Sohn! Bist Du verrückt?"

„Es thut mir leid, daß ich Vaters Wunsch nicht erfüllen kann, aber ich habe durchaus keine Neigung zum Handel. Erfülle meinen Wunsch. Es ist mein fester Entschluß. Eines Schullehrers Beruf ist ein bescheidener, Vater, aber ein sehr ehrenwerter."

„Ja, so ehrenwert, daß ein Schullehrer zwanzig Jahre denselben Rock trägt, sich jedesmal ein halb Pfund Kaffee kauft, um sich damit zu erquicken, und überall Schulden hat, die er nie bezahlt. Lars Roderik . . . wenn Du, der Du ein angesehener und unabhängiger Mann werden kannst, Dich in Sklaverei und Armut begeben willst, was sollen dann arme junge Menschen anfangen, die keine bessere Aussichten haben? Knabenstreiche! Schlag sie Dir aus dem Sinn! . . . Nur zwanzig Minuten, bis die Post geht, und Edvardson kommt nicht!"

„Was für Ordres will Vater dem englischen Hause schicken?"

„Salz! Salz! Berge von Salz!" rief der verzweifelte Kaufmann.

„Nun wohl, Vater, schreibe: Hawkes & Sons, Liverpool. Salt! Salt! . . . Das ist kurz und verständlich.

„Bursche, willst Du Deinen Vater zum Narren machen?"

„Salt ist gut Englisch. Ich habe von einer neuen Einrichtung gelesen, die Telegraph, Lufttelegraph heißt und in England gebraucht wird. Derselbe besteht aus Signalen, die man weit sehen kann und welche von Station zu Station wiederholt werden. Die Ordres, die man auf diesem Wege schickt, bestehen stets nur aus wenigen Worten."

„Ach, Dummheit! Was wird man von einem so lächerlichen Brief sagen?"

„Man wird ihn originell finden, aber man wird ihn verstehen."

„Die Ordre muß sofort expediert werden. Was heißt rasch oder prompt?"

„Das heißt „prompt"."

„Hm . . . Wenns so geht, dann kann jeder Englisch schreiben. Aber es geht nicht anders. Das kommt auf Edvardsons Risiko. Schreibe!"

Der originelle Brief ward expediert und erregte ohne Zweifel in Hawkes & Sons Comptoir in Liverpool große Heiterkeit. Die meisten englischen Häuser, die mit den nordischen Ländern in Verbindung standen, hatten schon damals um der Korrespondenz willen Nordländer auf ihren Comptoirs, aber es traten doch wohl Fälle ein, in denen mehr als ein finnischer Kaufmann, welcher der fremden Sprache nicht mächtig war, in dieselbe Verlegenheit kommen konnte wie Konsul Lars Graberg.

Um Mittag ging der Konsul nach dem Hafen hinab, denn er war allmählich unruhig geworden, weil Edvardson noch immer nicht wiedergekommen war. Es war nicht so leicht, gegen den heulenden Sturm, der von schweren Bojen begleitet war, anzugehen. Und überall sah er Spuren der gewaltsam rasenden Elemente, zerschlagene

Fenster, niedergeworfene Schornsteine und umgestürzte Planken: das Wasser war hoch und strömte schon über einen Teil der Hafenstraße. Eine Galeasse lag auf der Seite, während die Wellen über sie wegschlugen; alle Schiffe im Hafen hatten doppelte Anker ausgeworfen und konnten sich kaum bergen, obgleich sie noch ziemlich geschützt vor dem wildesten Wetter lagen.

Halms „Argo“, ein großes, schwer geladenes Schiff, lag weiter draußen auf der tiefen Rhede und hatte Schutz durch eine mit Bäumen bewachsene Felseninsel. Aber um nach dieser Rhede kommen zu können, oder wieder von ihr weg, mußte ein Boot die von der Windseite ungedeckte Kallisbucht passieren, wo der Sturm und das offne Meer mit voller Kraft wüteten. Gegen diese Bucht wandte Graberg seine spähenden Blicke, bald hoffend, er werde ein Segel im Kampf mit den Wellen sehen, bald wünschend, es möchte sich nicht hinauswagen. Die Kallisbucht sah großartig wild aus, das Meer hatte seine schöne grüne Farbe ganz verloren, man sah nur ein weißes, schäumendes Schneefeld und über demselben einen Himmel so drohend schwarz wie die anbrechende Nacht.

Vom Wind und Regen gepeitscht, trat Graberg in eine Fischerhütte am Strande und fragte, ob man Kapitän Edvardson gesehen habe. Man hatte ihn um sieben Uhr wegsegeln sehen, aber zurücksegeln . . . nein, das Boot hätte erst gezimmert werden müssen.“

„Ihr glaubt also, daß Kapitän Edvardson bis Abend auf der „Argo“ bleibt?“

„Wird er wohl schon müssen!“

Konsul Graberg ging vom Hafen wieder nach Hause, etwas, aber doch nicht ganz beruhigt. Edvardson hatte das Salzgeschäft ausspekuliert, er wußte, daß es Eile

hatte und die Ordre selbigen Tages abgesandt werden mußte, und daß er bei der Abfassung derselben nicht entbehrt werden konnte. Er pflegte solche Post nicht zu versäumen.

Es ward Abend; der Wind legte sich, das Meer vertauschte seine schneeweiße Tracht mit grünen, schillernden Wellen, und ein Segel nach dem andern tanzte zwischen der Rhede und der Stadt hin und her. Wieder ging Graberg nach dem Hafen. Die „Argo“ hatte sich gerade an die Brücke gelegt. „Wo ist Kapitän Edvardson?“

„Kapitän Edvardson? Legte zehn Uhr morgens von der Argo ab, steuerte sein eigenes Boot „Trafalgar“ und hatte seinen Matrosen am Vorsteven.“

„In dem Sturm?“

„Alter Seemann!“

Es heißt, ein alter Seemann ertrinke gewöhnlich in seinem eigenen Hafen. Am folgenden Tage fand man Kapitän Edvardsons Boot „Trafalgar“ an einem Felsen der Rhede. Weit am öden Strande der Kallis-Bucht fanden einige Knaben, die dort gefischt hatten, eine Woche später einen schwarzseidenen Hut voll von Sand und von Steinen zerkratzt. Das war die einzige Spur, die man von einem der klügsten und kühnsten, aber auch rücksichtslosesten Menschen fand, der zwischen einem Handelscomptoir und den Märkten der großen Welt stets neue Verbindungen zu knüpfen wußte. Er war auf seinem Posten zu Grunde gegangen, gerade, während er ein glänzendes Geschäft machen und einem Rivalen seine besten Matrosen wegnehmen wollte. Lars Graberg trauerte aufrichtig um ihn. Oft wenn die Geschäfte drängten und ein kluger Kopf fehlte, eine fein gespitzte englische Feder, um die Ordres nach fremden Häfen auszufertigen, hörte

man Graberg halblaut bei sich sagen: „Hätte ich nur Edvardson noch! Er war ein Pfiffikus! Er hätte am Leben bleiben müssen, um seine Verschreibungen quittieren zu können.“

---

28. Ein Abschluß.

Die Wahrheit, die uns frei macht.

Wir verloren den Kommissär Sten Halm aus den Augen, als bei der Taufe im Hause seines Bruders, des Kommerzienrats, das Gold der Sonne über dem Kopf des Kindes einen so überwältigenden Eindruck auf ihn machte. Die Natur hatte diesen seiner Zeit öfters erwähnten Menschen mit einem Körper von Stahl ausgerüstet, der bisher allen Stößen und Schlägen des Lebens und seiner Leidenschaften widerstanden hatte, mit einziger Ausnahme jener abergläubischen Vorstellung, die ein Erbe seines Geschlechtes war. Nun war er von einem leichten Schlaganfall getroffen; wohl erholte er sich unter der treuen Pflege seiner Brudertochter allmählich wieder, aber das schon lange gerostete Eisen war gesprungen und ging Schritt für Schritt abwärts dem Schmelzofen entgegen, in welchem selbst der härteste Stahl einmal erprobt werden muß. Sten Halm erlebte jedoch die große Freude, daß er immer klarer ward, je mehr er sich dem Ende näherte. Auch ward das harte Eisen immer weicher und schließlich beugte sich der einst so stolze Mann vor der freien Gnade, die nur im Glauben ergriffen wird, und die seine geduldige Pflegerin täglich wie eine Mauer wider seine Selbstgerechtigkeit aufrichtete, und

zugleich als einen Schutz gegen das schreckliche goldene Gespenst. Lisu Halm war wie in allem so auch in ihrem Christentum durch und durch praktisch. Sie ließ sich nicht an den Dogmen genügen, die wohl eine tiefe Bedeutung für den forschenden Menschengeist haben, aber die auch stets mit dem irdischen Leben einen Bund schließen müssen, damit sie als Lebensmächte das Herz ergreifen und alles neu machen können. Sie appellierte beständig an die eigene Erfahrung, die ihr Onkel während seiner zwanzigjährigen seltsamen und selbsterwählten Bußübung gemacht hatte. Er konnte es ja nicht leugnen, daß der eingebildete Friede, den die Dominikaner ihm als eine Frucht guter Werke, der Armut und des Spottes der Welt vorgespiegelt hatten, sich als falscher Friede erwiesen hatte. Auf diesem Wege könnte nie genug geschehen; Entsagung oder gute Werke hätten ja nicht die Kraft, eine einzige Schuld zu tilgen. Es gebe im Himmel und auf Erden keine andere Versöhnung und Erlösung von solchen Mächten der Finsternis als die ewige Erlösung, die Christus am Kreuz erworben habe und die im Glauben ohne eigen Verdienst und Würdigkeit angeeignet werden müsse; wäre er aber erst zu dieser unbedingten Unterwerfung unter die Gnade Gottes in Christo Jesu gekommen, so würden unter täglicher Erneuerung des Herzens durch des heiligen Geistes Kraft auch gute Werke, in Gott gethan, den guten Menschen folgen, da werde er den Frieden finden, den er suche, und das „Christentum im allgemeinen", auf das er so stolz sei, werde schließlich schon ein lutherisches Christentum werden, gegründet auf dem Felsen der ewigen Wahrheit. —

Lisu Halm war eine demütige, ungelehrte Jungfrau, nun neunzehn Jahre alt; sie hatte keine höhere Bildung

als so viele andere Töchter reicher Kaufmannsfamilien jener Zeit, und konnte ihren Glauben nicht in einem zusammenhängenden Vortrag darstellen. Aber sie hatte einen guten natürlichen Verstand und ein klares Urteil über religiöse Fragen, das sie sich in den christlichen Versammlungen in Stockholm und Finnland gebildet hatte, ohne sich jedoch den „Lesern" in ihren strengen und unverträglichen Verdammungsurteilen anderer Wege, auf welchen Gott einen suchenden Geist zur Lebensquelle leiten kann, anzuschließen. Nur an die Worte der Bibel klammerte sie sich; da wollte sie von keinem Accord wissen, da ließ das sanftmütige, demütige und freundliche Mädchen sich weder nach rechts noch nach links bringen. Und darin bestand ihre Kraft — eines Kindes Hand und eines Helden Schild, einer Jungfrau Schutz und eines Welteneroberers Kraft.

Sten Halm merkte allmählich, welch eine Kraft in diesem festen Glauben und dieser demütigen Liebe verborgen war, geradeso wie es auch der junge Student und der geschäftsgewandte Kommerzienrat gemerkt hatten. Sten Halm sah in seiner selbsterwählten Armut kein Verdienst mehr; ihm waren seine Bußübungen oder seine guten Werke nicht mehr Schlüssel zur Himmelspforte; er demütigte sich, er unterwarf sich unbedingt der Gnade, er gab sich ganz hin — und das ists ja, was sowohl der wahre Gott wie die falschen Götter wollen, und darum nahm er alles für nichts und fand Frieden.

Gegen Ende des Frühlings nahmen seine Kräfte Tag für Tag ab. Lisu Halm verließ ihn nicht mehr; er konnte sie nicht entbehren — sie war einer der Friedensengel, von welchen geschrieben steht, daß sie die Seelen hinaufführen zu den ewigen Wohnungen.

Es kam der Sommer, und an einem Juniabend saßen Margarete Halm und Hans Hermann Halm zugleich mit Lisu an dem Bett des Sterbenden. Die untergehende Sonne schien durch das Fenster hinein, warf ihre Strahlen auf ihn und ließ alles im Zimmer in goldenem Glanz erscheinen. Lisu wollte die Rouleaux herablassen. „Nein," sagte der Alte, „laß mich die Sonne sehen! Siehst Du nicht, daß sie nun, da der Tag sich neigt, noch einmal zu mir kommen, mich an meine Thorheit und Sünde erinnern und mir sagen will, daß ich Vergebung empfangen habe? Weshalb sollte ich mich vor der Sonne fürchten? Mich rührt das Gold nicht mehr, das meines Herzens Wonne gewesen und mein Verderben geworden ist. Es ist alles, alles Staub der Erde . . . Aber sieh, so scheint Gottes Liebe über den ärmsten Sünder! . . . Kein Verdienst . . . keine Würdigkeit . . . alles Gnade . . . nur Gnade! . . . Heb mir den Kopf in die Höhe, Kind, daß ich noch einmal die Sonne sehen . . . danken und preisen kann . . ."

Das waren seine letzten Worte. Sten Halm, der ausschweifende Jüngling, der selbstgerechte Mann, der rücksichtslose Verschwender, der Schwindler, Spieler und Mörder, der Wucherer, der seine Knie vor der Ehre beugte, der das Gold anbetete und des Goldes Opfer ward, der Bußfertige, der sich selber und andere betrog, der vor Gott und Menschen, ja auch vor sich selber ein Greuel war, der verlorensten Menschen einer, der an allem verzweifelte — auch er hatte Gnade gefunden bei dem barmherzigen Gott, auch er konnte im Frieden sterben mit einem Lobgesang auf seinen Lippen . . .

Die Geschichte des merkwürdigen, lange Zeit so rätselhaften Mannes ist damit abgeschlossen. Ganz wider alle Sitte und Gewohnheit der Stadt folgte ihm auf seinem letzten Wege nur seine allernächste Familie und seine alte Haushälterin, Madame Vidström, an der Frau Margarete so großes Gefallen gefunden hatte — vermutlich, weil sie ihr an Mut und Charakter so ähnlich war — daß sie dieselbe bei sich aufgenommen hatte, damit sie unter den Teerbauern Ordnung halte.

Das Gerücht von dem unermeßlichen Reichtum des Kommissärs hielt sich hartnäckig, obgleich der Alte sich immer den Schein eines armen Mannes gegeben hatte, mit welchem er die Welt hatte hinters Licht führen wollen. Selbst Frau Margarete und ihr Schwager, der Kommerzienrat, glaubten, daß in der versiegelten Geldkiste kostbare Wertpapiere seien. Nur Lisu Halm und die Haushälterin waren andrer Ansicht.

Und sie hatten recht. Als die Siegel der einst so inhaltsreichen, messingbeschlagenen, eichenen Kiste gebrochen wurden, zeigte es sich, daß sie jetzt ganz andere Schätze enthielt, nämlich katholische Legenden, Reliquien und Gebetbücher, Quittungen, defekte Flugschriften aus der Zeit Napoleons I. und ein von fleißigem Lesen zeugendes Buch des Paracelsus von der „Kunst, Gold zu machen."

Lisu hatte nur zu sehr die Wahrheit getroffen, als sie ihrem Vetter gegenüber ihren Verdacht aussprach, denn Sten Halm hatte wirklich zween Herren gedient, als er glaubte, er diene nur e i n e m. Selbst während seiner langen Bußübungen hatte er sich von dem schrecklichen Gott, dem er doch entsagt hatte, nicht losreißen können; er herrschte damals noch mit aller Macht über seine arme Seele.

Nun war er frei. Er hatte endlich die Wahrheit gefunden, die von jedem Irrtum bekehrt und alle Fesseln bricht — die Wahrheit, die uns frei macht.

---

23. Die Familien Halm und Graberg.

Das war des Mammons natürlicher Tod.

Wir brauchen jetzt nur noch einige wenige Worte über die andern nach dem Leben gezeichneten Gestalten, die sich im Schattenspiel dieser Erzählung gezeigt haben, hinzuzufügen. Ihre Erlebnisse liegen nun schon so weit zurück im Strom der Zeiten, daß sie fast der Erinnerung entschwunden sind, und sollte einer der Lebenden noch etwas aus denselben wiedererkennen, nun so muß er das Kraut — oder Unkraut — der Dichtung über den Gräbern der Vergangenheit wachsen lassen, die Erinnerungen aus dem wirklichen Leben bei sich selber verwahren und dem guten Willen des Erzählers keine falschen Motive unterlegen, aber alles Verdienstvolle, was anerkannt zu werden verdient, auch willig anerkennen.

Hans Hermann Halm, der Kommerzienrat, blieb noch lange nachher einer der solidesten Kaufleute des Landes, eben so wie seine Familie auch in späterer Zeit noch als eine der liebenswürdigsten der Stadt galt. Die Jahre und die Prüfungen waren an diesem im Grunde edlen und rechtschaffenen Mann nicht spurlos vorüber gegangen. Seine Geschäftsklugheit ward immer weniger egoistisch, seine ganze Wirksamkeit immer uneigennütziger, seine Teilnahme für die Unglücklichen und Armen immer lauterer und aufopferungsvoller. Er blieb auch ferner ruhig, immer klar, immer Herr über seine Gefühle

und Leidenschaften, aber er ward zutraulicher, offener, herzlicher, er gewann sich wirkliche Freunde und er verdiente sie. Der Reichtum ging unter den unglücklichen Konjunkturen der späteren Zeit etwas zurück, blieb aber groß genug, um seinem jüngsten Sohne und Nachfolger im Geschäft, Sten Otto Hermann Halm, eine angesehene Stellung und eine umfassende kaufmännische Thätigkeit zu sichern. Der älteste Sohn, John Halm, starb glücklicherweise vor seinem Vater an den Folgen der Trunksucht, ward also nicht die Zuchtrute seiner Familie, wie es verschiedene andere seinesgleichen für die ihrigen geworden sind. Die Kommerzienrätin hatte den Schmerz, eine ihrer kleinen lieblichen Töchter an den Masern zu verlieren, die andern heirateten glücklich, zwei erhielten Kaufleute, die dritte einen hochstehenden Beamten, welcher während des großen Prozesses mit der Firma Graberg der juristische Rat der Familie wurde. Tervolas Mutter erhielt ihr eigenes kleines Haus und reichlichen Unterhalt, überlebte ihren Sohn aber nur um zwei Jahre. Der Buchhalter Stenmann saß an seinem Pult und schnitt sich, so lange er sehen konnte, seine Gänsefedern, verachtete aber gründlich die neuen Stahlfedern, die nach seiner Meinung nur erfunden waren, um eine gute Handschrift schlecht zu machen. Vom Halmschen Hause muß noch hinzugefügt werden, daß es für wohlthätige Zwecke bedeutende Gaben schenkte, und daß die Sparkasse der Stadt noch heute das Gedächtnis ihres Stifters ehrt, auch hat man nichts mehr davon gehört, daß ein goldenes Gespenst, wie es Hans Christophers und Sten Halms Furie gewesen war, später je wieder das Geschlecht geplagt hatte.

Konsul Lars Graberg, der niemals seine Schiffe versicherte, war längere Zeit glücklich in diesem Hazardspiel,

aber am Ende verdroß es den untreuen Freund, „daß das siebente Schiff für die andern sechs bezahlte,“ und in einem Jahre gingen drei Schiffe unter, in einem andern wieder drei. Jetzt fing Graberg an zu versichern, aber dann ging das Geld für Versicherungsprämien hin; die Frachten fielen, Bretter und Balken fielen, die Salzspekulationen mißglückten. Edvardson war nicht mehr da, deshalb wollte die Maschine nicht recht gehen. Dann wollte Lars Graberg an Heuer sparen, was er bei seinen Handelsumsätzen verloren hatte. Was war da natürlicher, als daß seine tüchtigsten Kapitäne ihn verließen und er um billigeren Lohn nur schlechten Ersatz fand! Die Schiffsbücher hatten jetzt selten etwas andres aufzuweisen als Havarie und Schulden; schließlich verschwand das Schiff „Danaë“, Kapitän Hammelmann, mit voller Ladung, nicht in einem Goldregen, sondern im Nebel des Oceans. Man nahm an, daß es untergegangen sei, und Graberg erhob an die Versicherung Ansprüche. Aber die Gesellschaft, welche über alle Länder der Welt ihre Späher hatte, entdeckte zu ihrem Glück, daß Kapitän Hammelmann auf eigene Hand Geschäfte gemacht, die Ladung verkauft, großartige Schulden gemacht, der finnischen Besatzung Gelegenheit gegeben hatte, nach St. Franzisco auszureißen, daß er aus dem Ausschuß aller Nationen eine neue Besatzung geheuert und weitere Geschäfte an den Küsten von Peru und Bolivia gemacht hatte, wo er schließlich das Schiff verkaufte. Für den Rheder blieben nur Hammelmanns Schulden übrig, die ohne Gnade und Barmherzigkeit bezahlt werden mußten, und damit war einer Großmacht in Y . . . by das Todesurteil gesprochen.

Zu gleicher Zeit wurde das Haus Graberg in einen großen und langen Prozeß verwickelt, der mit der Erbschaft

von Rufus Graberg seinen Anfang nahm. Die Erbin, Frau Hallberg, war fromm aber eigensinnig, zwei Eigenschaften, die zwar nicht gerade zu einander zu passen scheinen, sich aber in Wirklichkeit nicht selten vereint finden. Der Prozeß ging durch alle Instanzen, wurde gewonnen und verloren, wieder gewonnen und wieder verloren. Schließlich wurde auch der alte Rival, das Haus Halm & Comp. in denselben hineingezogen. Dasselbe hatte Teil an einer Sägemühle, die Graberg gütigst als sein Eigentum behandelt hatte, ehe der Prozeß entschieden war. Diese Sägemühle fabrizierte Bretter, auf welche das Haus Halm nach seinem Teile Anspruch erhob. Und das Holz zu diesen Brettern war ungesetzlicherweise in den Wäldern der Krone geschlagen, weshalb kein Geringerer als Seine Majestät der König selber in diesen Prozeß verwickelt wurde und mit ihm der Senat für Finnland, die Kronbeamten, Vögte, Fiskalen, Lehnsmänner und viele andere. Ja auch die Kommunen der Gegend, in welchen das Holz geschlagen war, kamen dadurch einerseits in Konflikt mit der Krone, da sie behaupteten, ein Teil des Waldes gehöre ihnen, andrerseits in Streit mit Graberg und andern Parteien über gewisse vermeintliche Eingriffe in die Rechte der Kommunen. Es ward ein Labyrinth, in dem sich keiner mehr zurechtfinden konnte, da der wahre Pfiffikus in der Kallis-Bucht sein nasses Grab gefunden hatte. Die zweiundzwanzigtausend, welche Lars Graberg der armen Witwe nicht gegönnt hatte, wuchsen in seinen Kontobüchern zu einem viermal so großen Betrag, aber als L. Gragergs Debet. Ja, nun hätte Rufus Graberg der Abwechslung halber das finnische Sprichwort vom Waldbrande anwenden können: „Der Floh sprang in den Wald hinein und hundert Pferde konnten ihn nicht wieder nach Hause bringen.“

Die Stadt kam nach zehnjährigem Frieden, in welchem der Handel geblüht hatte, wieder in Streit und Parteihader, der noch durch einen stets wachsenden ökonomischen Druck vermehrt ward. Der einzige Rettungsanker ward das von der unglücklichen Stadt X . . . by eingeführte Associationsprincip, das die Abgebrannten in den Zeiten des Streites und der Not gelernt hatten, und also ward der vor Jahren so sehr beklagte Brand ein wirksamer Hebel für die künftige Wohlfahrt der beiden Städte.

Eines Tages — es war ein dunkler Tag, ein Tag gemischter Gefühle für die Stadt Y . . . by — fand sich die alte, angesehene Firma Graberg nicht mehr in der Zahl der lebenden Firmen. Alles kam unter den Hammer, der Fall war ein so vollständiger, daß die Gläubiger, welche Prioritäten hatten, nur zwanzig Prozent erhielten, während die übrigen mit kaum fünf Prozent zufrieden sein mußten. Und doch hatte das gestürzte Haus noch Wälder, Sägemühlen, Schiffe und Häuser besessen, deren Wert all seine Schulden übertraf, aber unter dem mörderischen Hammer schmolz alles zusammen. Ward Lars Grabergs Comptoirfeder, von Edvardson geführt, seiner Zeit in Gold getaucht, so verstand der Auktionator jetzt, dieses Gold zu so dünnen Fäden zu hämmern, daß sie schließlich fast nicht mehr zu sehen waren. Nichts ist gewöhnlicher, es ist des Mammons natürlicher Tod, so fallen *seine* Großmächte. Die moderne Naturwissenschaft meint zu dem Resultat gekommen zu sein, daß nichts, was je existierte, verschwinden kann. Die Geschichte vieler Konkurse in unserm Lande beweist das Gegenteil: unter den Händen guter Männer und Exekutoren sieht man täglich, wie *etwas*, ja oft *vieles* in *nichts* verwandelt wird.

Lars Graberg hatte jedoch trotz all seines Unglücks etwas behalten, was noch mehr als ein Schiff mit voller Ladung aufwog, und das war sein Sohn. Dieser junge Mann, den die mütterliche Natur nicht zum Kaufmann und zum Chef einer Firma gemacht, ihm aber einen guten Kopf und ein warmes Herz gegeben hatte, das er auch nicht im fröhlichen Studentenleben verlor, ward wider alles Erwarten seines armen und alten Vaters Trost und Freude. So lange alles gut ging, war Lars Roderik Graberg abwechselnd ein Schmetterling, der von einer Blume zur andern flatterte und ein Adler, der sich zur Sonne aufschwang, bald genoß er das Leben und die Freiheit, und bald hatte er für die Zukunft ernste Gedanken und wollte ein thätiger Mann und ein guter Bürger werden, immer aber gab er viel Geld aus. Er studierte wie so viele andere, bis zum ersten Examen, zunächst und vor allem, um sich alles wohl überlegen zu können. Wir sahen, wie er seinen Vater mit dem „festen“ Entschluß überraschte, Schullehrer zu werden. Bei näherer Überlegung fand er es jedoch zu langweilig, und nun wollte er Jurist werden. Aber weshalb sollte er die Zahl der vielen unbesoldeten Vize-Bezirksrichter vermehren. Lars Roderik überlegte es sich wieder und wollte dann Arzt werden; um sich für diesen Beruf vorzubereiten, besuchte er eines schönen Tages den Anatomiesaal, aber nach diesem Besuch war es ihm nicht mehr möglich, und er überlegte sehr ernstlich, ob nicht sein wahrer Beruf die Gottesgelehrsamkeit sei. So ward er denn Kandidat und Magister. Nun galt's, und da wurde er — Verwalter einer Glashütte.

Frau Margareta hatte nämlich draußen in der Heide eine kleine Glashütte, Metsäpirtti, und Lars Roderik

nahm das Anerbieten seiner Tante, dieselbe zu leiten, um seinem ruinierten Vater ein Unterkommen geben zu können, gern an und entschloß sich nun ernstlich, ein Mann zu werden. Dieses Mal hielt er Wort. Er arbeitete sich mit kräftigem Willen in seinen neuen Beruf hinein. Metsäpirtti hatte große Wälder, blühte mächtig auf, wurde erweitert, erhielt einen Weg zur Küste hin und gab nach einigen Jahren schon hübsche Überschüsse. Lars Roderik durfte seinem Vater nun ein neues Heim geben, in welchem derselbe die letzten Jahre seines Lebens ruhig verleben konnte.

Der junge Verwalter war damals achtundzwanzig Jahre alt und fing an, die Heide reichlich einsam zu finden. Er reiste nach der Stadt, besuchte seine Tante und legte ihr die Rechnung des letzten Jahres ab. Lisu führte die Rechnungen zu Buch, wie auch alles andere. Der junge Verwalter und die jugendliche Comptoiristin arbeiteten miteinander bei den Büchern, Frau Margareta strickte ihren Strumpf, sah auf die beiden und ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf.

„Lars Roderik," sagte sie zu ihrem Schwestersohn, „Du bist recht vernünftig geworden, aber Du mußt eine verständige Frau haben. Weshalb verheiratest Du Dich nicht?"

„Wie sollt' ein armer Bursche wie ich an so etwas denken können?"

„Schäm Dich, mit dem lieben Gott so zu rechten, wenn Du zwei starke Arme, einen einigermaßen normalen Verstand und den Magisterkranz unter Glas und Rahmen an der Wand Deines Zimmers hast! Ich meine, Du hast Deine tausend Silberrubel jährlich außer den Prozenten vom Verkauf."

„Das ist wahr, Tante; aber ich habe Schulden."

„Ja, ja, schlimm genug. Studieren kostet Geld. Aber Du kannst doch nicht bei aller Welt Schulden haben. Dein Vater hat ja vor drei Jahren alles bezahlt. Wieviel ist's denn noch?"

„Zweitausend Rubel."

„Ach, Bagatelle, mehr nicht? Das kannst Du in vier Jahren bezahlen, wenn Du sparsam bist."

„Das hoffe ich auch. Aber vorher kann ich mich doch nicht verheiraten."

„Hm . . . na, das glaubst Du? Ja, das mag wohl sein. Aber es ließe sich ja doch vielleicht ein Ausweg finden."

„Ich weiß keinen."

„Wenn Du zum Beispiel ein Mädchen heiratest, die Geld hat?"

„Ich will meiner Frau kein Geld schulden. Ich will mir selber helfen."

„Schäm Dich! Solch hoffärtige Reden! Als ob ein braver Mann sich erniedrigte, wenn die Frau nicht mit leeren Händen ins Haus kommt! Aber es mag wohl sein," fügte Frau Margareta listig hinzu, indem sie ihrem Schwestersohn mit dem Strumpf auf die Schultern schlug, „mag wohl sein, wie ich mir denken kann, daß der junge Herr sich in irgend ein junges Fräulein da im Süden verliebt hat . . . in eine, die Klavier spielen und Fandango spielen kann . . . in eine, die immer Sahne und Kuchen haben, mit vier Pferden fahren und jede zweite Woche ein neues seidenes Kleid haben will . . . das freilich kann der junge Herr nicht leisten, und deshalb geht er seufzend einher."

„Hätte Tante das vor einigen Jahren gesagt, würde

ich vielleicht gesagt haben: das mag wohl sein. Nun antworte ich: Tante irrt sich . . . Wenn wir nun aber sieben statt zwei im Konto von Metsäpirtti schreiben, dann ist's Tantes Schuld."

„Ach, schäm Dich. Bist Du wirr im Kopf geworden, so kann Lisu schon addieren. Sie könnte allein für Metsäpirtti sorgen und — für Dich mit, Du Verschwender!"

Der Schwestersohn lächelte. Er hatte ähnliche Gedanken gehabt. Er sah noch einmal seine Kousine an, die mit unveränderter Ruhe eine Zahl neben die andere geschrieben hatte, aber nun fühlte, daß sie errötete. Sie war sechsundzwanzig Jahre alt, war etwas völliger, etwas sonnenverbrannter geworden, die Hände hatten den weichen Zauber der ersten Jugend verloren, aber im übrigen hatte sie das Ideal eines Marktfräuleins nicht realisiert. Sie war trotz all ihrer Comptoirarbeiten ein hübsches Mädchen.

„Tante sagt etwas," erwiderte Lars Roderik. „Aber was sagt Lisu dazu?"

„Summa: Brutto-Einnahme für das Jahr 19 624 : 40. Netto 12 315 : 10," antwortete Lisu.

„Na, da kannst Du's hören!" sagte die Mutter lachend mit ihrem muntersten Baß und faßte die Hand ihres Schwestersohnes so kräftig an, als ob sie eine ganze Glashütte hätte zerdrücken können. „Da kannst Du's hören! 12 315 : 10! ich meine, für ein paar junge Menschen ist das genug, und für die Kreditoren dito. Nimm sie, mein lieber Knabe, nimm sie! Gott segne Dich!"

Damit war die Verlobung ohne viel Aufhebens besorgt, und da Lisus Aussteuer schon lange hübsch geordnet in den Koffern und Leinenschränken des wohlhabenden Hauses fertig lag, wurde die Hochzeit vierzehn Tage später

gefeiert. Onkel Hans Hermann Halm führte die Braut zum Altar und verehrte ihr ein kostbares Service mit ihren Initialen, das schon vor mehreren Jahren in England gekauft war. Seine drei jungen Töchter waren die liebenswürdigsten Brautjungfern, und der alte Stenmann hatte die Ehre, den Punsch zu brauen. Das steifgefrorne Kabinett strahlte nun in seiner ganzen Pracht. Nicht nur alles, was in Y . . . by berechtigt war, im Kleide, in Tüll und Seide zu erscheinen, falsche Locken und Handschuhe zu tragen, sondern auch manch ehrlicher eigengemachter Rock und einfache Haube von den Kunden, Dienern und Bauern des Hauses waren zur Hochzeit geladen und gingen mit vollen Taschen und Taschentüchern wieder nach Hause, um ihre Kinder durch all die schönen Sachen zu erfreuen. Das war eine ehrenvolle Hochzeit, und die Menschen auf derselben nicht mehr vertreten, die seiner Zeit Graberg verherrlicht und Halm verleumdet oder Halm verherrlicht und Graberg verleumdet hatten. Die Wirtin, Frau Margarete, war ja mit ihrer doppelten Verwandtschaft zwischen den Dissonanzen der beiden Familien die stets zur Versöhnung mahnende Friedenstrompete gewesen. Und war der Bräutigam nun nicht gar ein Graberg und die Braut eine Halm? Romeo hatte seine Julia im Arm: die Familien Kapulet und Montague waren nun unauflöslich miteinander verbunden.

„Deine Hand!" sagte Hans Hermann Halm an diesem Abend gerührt zu Lars Graberg, als er die Neuvermählten strahlend vor Glück und Freude sah.

Die beiden ehemaligen Rivalen, die gefallene und die noch herrschende Großmacht, beide geprüft, beide gedemütigt, reichten einander die Hand, ohne über die vergangenen Zeiten ein Wort zu verlieren.

Der alte Stenmann sah es und sein vertrocknetes Papierherz ward tief bewegt. „Wer sollte das gedacht haben?“ sagte er, halb lachend und halb weinend, bei sich selber. „Halm & Graberg! Na, acceptiert Gott im Himmel die Firma nicht, dann will ich nie mehr einen Saldo schreiben!“

---

21. Das goldene Gespenst.

Ich will Dir ein Zeichen machen.

Die erste Sonne schaute am vierten Schöpfungstage auf die neugeborene Erde herab, sah den Staub der Berge und ließ in diesem Staube einen Strahl ihres Glanzes zurück. Der Staub verwandelte sich in Gold, und das Gold war gut, wie alles, was Gott erschaffen hatte.

Einige Zeit nach dem Fall der Menschen streifte die Schlange draußen vor der verschlossenen Paradiesespforte und fand dieses Gold im Sande. Sie sah es mit ihren Schlangenaugen an, fand es für ihre Zwecke geeignet und sagte: „Gold, Du sollst mein Diener sein.“

„Ich diene meinem Schöpfer,“ antwortete das Gold. „Ich bin das Werk seiner Hände.“

„Das Weib und der Apfel waren auch Gottes Werke,“ sagte die Schlange. „Ich habe Macht über alles Erschaffene empfangen und darf es zu Versuchungen brauchen, damit die Menschen sich frei entscheiden können für mein Reich oder für das Reich dessen, den ich nicht nennen darf.“

„Was soll ich denn thun?“ fragte das Gold.

„Du sollst zween Herren dienen. Du sollst einen Wiederschein vom unschuldigen Licht der Sonne behalten, aber zugleich auch den Schlangenglanz aus meinen Augen empfangen. Geh und thue dein Werk. Ich will Dir ein Zeichen machen, daß man Dich wiedererkenne.“

Und die Schlange schrieb auf das Gold das Zeichen des selbstsüchtigen Geistes: Mein. Sie wußte es wohl, daß das Zeichen der ewigen Liebe die Selbstverleugnung sei und: Dein heiße.

Zwei Knaben, sie hießen Kain und Abel, spielten am Ufer des Flusses und sahen einen leuchtenden Stein, dessen Glanz ihnen gefiel. Beide riefen: mein! und streckten zu gleicher Zeit die Hände aus, um das Gold zu ergreifen. Aber Kain war der stärkste und stieß seinen Bruder zurück. Das war der erste Streit zwischen den Brüdern, und er galt dem mein.

Der Menschengeist stammt vom Licht und liebt alles Leuchtende. Das Gold schien den Menschen mit Sonnenglanz, mit Schlangenlicht in die Augen und sie brauchten es zum schönsten Schmuck. Es schmückte Pharaos Haupt, Sodoms Thore, Thamars Locken, Brahmas Pagode, Isis Tempel und das goldene Kalb. Der Herr sprach zu dem Golde: „Weshalb dienst Du Tyrannen, Spöttern, Buhlerinnen und falschen Göttern?“

Das Gold antwortete: „Ich will auch Dir dienen, o Herr, und Deinen Gerechten.“ Da krönte es Deboras Helm, Davids Haupt und Salomos Tempel bis ins Allerheiligste hinein.

Das Gold ging in den Schmelzofen und ward ein Wertmesser für das, was die Menschen mein nennen. Dadurch wurde es etwas anders, als es ursprünglich war, es stellte das Eigentum dar und empfing den Namen

Geld. Bisher hatte es nur die Augen geblendet, nun erhielt es Gewalt über den Schmiedeofen der Seele, die Einbildungskraft. Wenn der Schmied des Gedankens ausging, wenn sein Ambos, der Wille, ruhte, und seine Mutter, das Gefühl, in die Glut blies, dann kamen die unbändigen Zwerge des Traumes in die Schmiede hinein und hämmerten auf die Schlacken der Esse. Von der Zeit fing das Gold an, als Gespenst umzugehen.

So ging das Gold mit seinem Sonnenglanz und Schlangenlicht durch die Zeiten, Völker und Länder, diente beständig zween Herren, und auf seiner Stirn stand geschrieben: mein. In seinen beiden Gestalten, als Schmuck und als Geld, tanzte es geisterhaft vor den Augen der Menschen: es trieb die Argonauten, das goldene Fließ zu holen, es plünderte Troja und Jerusalem, es häufte seine Schätze in Rom auf, und die Kaiser merkten es nicht, daß die Thränen der Völker wie ein Fluch auf ihm ruhten. Es zeigte den Barbaren den Weg nach der goldenen Stadt, es führte die Wikinger nach den Goldländern des Südens, es ging mit Kolumbus, um Indien zu finden, mit Fernando Cortez, um Mexiko zu erobern und mit Cook, um die Welt zu umsegeln. Es hat zur Ausbreitung des Reiches Gottes in fernen Ländern Großes gethan, es hat Wüsten in Gärten verwandelt, ward die Mutter großer Entdeckungen und nützlicher Erfindungen, organisierte den Handel und verband die Völker miteinander. Aber immer und überall blitzte der Schlangenblick aus ihm heraus.

Der Sonnenglanz des Goldes legte sich über allen Erwerb, den ehrlichen sowohl wie den falschen und betrügerischen. Warum sollte nicht der Staatsmann, der weise Gesetze gab, sein Land in güldenem Glanze sehen?

Warum sollte nicht der Fabrikherr, der so vielen Arbeitern Brot gab, goldene Fäden auf seinen Maschinen spinnen? Und warum sollte nicht der Arbeitsmann, der für Weib und Kinder arbeitete, schon am Anfang der Woche berechnen, wieviel er am Schluß derselben fordern könne, und also seinen Pflug, sein Beil, seine Säge im Glanz des Goldes sehen? Aber andrerseits — und hier mischte sich der Glanz des Schlangenauges mit dem Sonnenschein — warum sollte der Krieger, der in die Welt hinauszog, um fremde Länder zu erobern, sich nicht goldene Berge in fernen Reichen der Erde ausmalen? Warum sollte der Wucherer, der seine Papiere und schwarzen Striche auf Raub aussendet, nicht mit Entzücken an die goldene Ernte denken? Warum sollte dem Spieler nicht träumen, seine Nummer komme heraus oder seine Karte werde gewinnen?

Der Philosoph saß bei seiner einsamen Lampe und forschte in der Nacht nach dem letzten Grunde aller Dinge. Das Gespenst trat an ihn heran, hielt seine Hand vor die Lampe und zeigte ihm im Dunkel sein leuchtendes Gesicht. „Ich verstehe Dich," sagte der Forscher, „Du bist die Quelle des Alls, das Lebenselixir, der Weisen Stein!" Und er suchte diesen Stein im Schmelzofen, bis seine Augen geblendet waren, sein Arm müde hinsank und das Licht seines Lebens erlosch.

Da lachte die Schlange, als sie wieder am Baum der Erkenntnis den forschenden Menschengeist überlistet hatte. Aber der Herr sprach zum Golde: „Was machst Du? Du raubst mir die höchsten Triebe, die ich in den Menschen hineingelegt habe."

„Herr," antwortete das Gold, „siehst Du denn meine nützlichen Werke nicht? Bin ich nicht die Mutter des Fleißes? Treibe ich nicht mächtig zu neuen Erfindungen?

Drücke ich nicht meinen Ring an den Finger der glücklichen Braut? Klinge ich nicht so hübsch in der Sparbüchse für die Armen? Habe ich nicht unzählige wohlthätige Einrichtungen gegründet und dein heiliges Wort in so vielen heidnischen Ländern ausgebreitet? Herr, siehst Du nicht, daß ich in der Kirche Buße thue? Strahlen Deine Altäre nicht in meinem Glanz? Schmücke ich nicht Deines Sohnes Bild und das mit Sternen besäete Kleid der Gottesmutter? Scheine ich nicht als Glorie um die Häupter der Heiligen?"

Gott wußte das alles wohl, aber er wartete auf die Fülle der Zeiten. Mit wachsender Macht schritt das Gold in der Welt vorwärts. „Es ist nicht genug," sagte die Schlange, „daß auf Deinem Gesichte: mein geschrieben steht; daneben soll auch mehr stehen!"

Das Gold schrieb auf seine Stirn mehr, immer mehr. Es war nun bis auf unsre Zeit gekommen, fing an, sich so unermeßlich anzuhäufen wie nie zuvor, und nahm auch das Papier in seinen Dienst. Wie es selber im Gelde etwas anderes bedeutete, so bedeutete das Papier nun Gold. Wie bequem! Es wog nicht so schwer, nahm weniger Platz ein, und nun galt ein jämmerlicher Papierfetzen, den ein Wind verwehen, ein Funke verzehren konnte, mehr als Haufen Goldes. Aber durch diese Verwandlung war das Gold noch tiefer in die Schmiede der Phantasie eingedrungen, und um so wahnsinniger hämmerten die Zwerge auf die Schlacken los. Nun tanzte nicht nur das Gold geisterhaft vor den Augen der Menschen, sondern auch sein Bevollmächtigter, der Schein und der Wechsel, die Obligation und Aktie. Und in der Hand des Besitzers sahen diese Papiere aus, als wären sie vergoldet; sie stiegen, sie sanken an Wert, wurden wieder Lumpen,

wie sie gewesen waren, aber erhoben sich wieder zu neuen Ehren und bethörten die Welt. Und um diese leeren, jämmerlichen Lumpengespenster, die mit dem Anspruch auftreten, Gold zu sein, sieht man die Menschen arbeiten und kämpfen. Nun war das Gold der Herrscher der Welt: es führte Krieg mit seinen Rebellen, den edleren Gefühlen, den höheren Idealen, den uneigennützigen Zwecken, es gewann Siege und erlitt Niederlagen, erhob aber immer wieder sein mächtiges Scepter. Es hatte lange Zeit Weiber und alte Männer bethört, den Dolch in des Räubers Hand, das Messing in den Schmelzofen des Falschmünzers gelegt, es hatte Länder verkauft und die Unschuld gekauft. Nun begann es, die Träume des Jünglings zu vergiften und mit Knaben um Freimarken zu handeln. Es ward ein Moloch, in dessen glühenden Schlund ein neues Heidentum unter dem Jubel der höllischen Geister seine Kinder warf.

Bald zu diesem, bald zu jenem Anhänger des Goldes sprach der Herr: in dieser Nacht wird man Deine Seele von Dir fordern! Und es geschah, aber der Sohn vergaß seines Vaters Schicksal. Der Arme sagte stets: mein, der Reiche: mehr!

Da stieg plötzlich aus der unermeßlichen, begierigen Menge dieser Gold- und Papieranbeter, wie das dumpfe Brüllen des Meeres, eine Stimme, die sich wider das Gold empörte und sagte: Eigentum ist Diebstahl!

Wie? Diebstahl? Zum erstenmale zitterte das Gold und sagte: „Es ist aus mit mir, ich kann nicht drei Herren dienen.“ — „Fürchte Dich nicht,“ tröstete die Schlange, „das ist meine Stimme. Sie meinte nur: Dein Eigentum ist Diebstahl, das meinige rechtmäßiger Besitz!“

Das Gold ging unerschrocken den unbekannten, kommenden Tagen entgegen, und wußte nicht, daß eine andere und höhere Macht schon lange in der Schmiede der Seelen gearbeitet hatte. Viele Jahrhunderte schon hatte der Geist der Liebe die selbstsüchtige Inschrift des Goldes: Mein abgefeilt, um statt dessen ihr Zeichen: Dein zu schreiben, und mit jedem Jahrhundert drang die Feile tiefer ein, aber man merkte es: der goldene Schleier lag über dem großen D, das in den Augen der Menge noch dem unbezwinglichen M ähnlich sah. Die Schlange merkte es, aber wie sehr sie sich auch wand, es glückte ihr nicht, den neuen Buchstaben, der unter dem alten hervorglänzen wollte, auszuwischen. Nun weiß sie es und raset, je länger um so schlimmer.

Für ungeborene Geschlechter wird der Tag anbrechen, da das mein sich in ein dein verwandelt und das mehr zur selben Zeit in ein nichts. Dann wird Gott dem Golde seinen Sonnenglanz und sein Schlangenlicht nehmen und sagen: „Werde wieder Staub, wie Du gewesen bist!“

Das Gold wird antworten: „Die Schlange sah mich an.“

Der Herr wird zur Schlange sprechen: „Gieb mir die vielen tausend und millionen Seelen wieder, die Du mir mit dem goldenen Gespenst geraubt hast!“

Und die Schlange wird antworten: „Du hast es mir selber erlaubt.“

Der Herr weiß, was er will und verachtet die List der Schlange, welche die Verantwortung für den Ursprung des Bösen auf ihn werfen will. Wenn er die neue Erde schafft und den neuen Menschen, wird es weder Sonnen- noch Schlangengold geben; alles wird ein Licht sein, ein Herr, ein Reich. Und des Name ist die Liebe.

Im gleichen Verlag erschien ferner in Übersetzung von O. Gleiss:

Topelius, Zacharias, Die Herzogin von Finnland. Eine Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Auch unter dem Gesamttitel „Aus hohem Norden. 1. Band." 266 S. 8. 2,40 M.

— — **Jugendträume.** Erzählung. Auch unter dem Gesamttitel „Aus hohem Norden. 2. Band." 164 S. 8. 1,60 M.

— — **Der Handschuh des Königs.** Eine Erzählung. Auch unter dem Gesamttitel „Aus hohem Norden. 3. Band." 260 S. 8. 3 M.

Lie, Jonas, Rutland. Eine Erzählung von der See. 132 S. 8. 1,20 M.

Marie, Im Stillen. Schilderungen vom heimischen Herd. Autorisierte deutsche Ausgabe. IV, 312 S. 8. 3,60 M., geb. 4,50 M.

— — **Zu Hause.** Bilder aus dem täglichen Leben. Autorisierte deutsche Ausgabe. (Fortsetzung von „Im Stillen".) 307 S. 8. 3,60 M., geb. 4,50 M.

— — **In einsamen Stunden.** Autorisierte deutsche Ausgabe. XII, 404 S. 8. 4 M., geb. 5 M.

— — **Zu Vaters und Mutter Zeit.** Aus dem Jahre 1816. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der dritten Auflage des Originals. 200 S. 8. 2 M., in Leinen geb. 2,80 M.

Tharau, Hans, Viktor Melchior. Die Haiderosen. Zwei Novellen. 288 S. 8. 3 M., geb. 3,75 M.

— — **Vera.** Eine Novelle. 171 S. 8. 1,80 M., geb. 2,50 M.

— — **Im Hochland. Fee.** Zwei Novellen. 320 S. 8. 3,60 M., geb. 4,20 M.

Im gleichen Verlag erschien ferner:

Barthel, K., Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 9. gänzlich umgearb. Aufl., begonnen von Emil Barthel, fortgesetzt und bis auf die Gegenwart geführt von Prof. Dr. Georg Reinhard Röpe. XXI, 1013 S. gr. 8. 11 M., geb. 13 M.

Raumer, Karl v., Die Erziehung der Mädchen. Vierte unveränd. Aufl. IV, 176 S. 8. 2 M., geb. 2,60 M.

Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff, Leben und ausgewählte Dichtungen. Ein Denkmal von Johannes Claassen. Mit dem Bildnis der Dichterin und acht Landschaftsbildern. 2. verb. u. verm. Aufl. 608 S. 8. 4 M., geb. 5 M.

Gerok, Karl, Pfingstrosen. 9. Aufl., auf Kupferdruckpapier mit 4 Lichtdruckbildern und 4 Holzschnitten. (Kleine Prachtausgabe.) VI, 280 S. kl. 8. eleg. geb. 5 M. — 8. Aufl. (Wohlfeile Ausgabe.) VIII, 222 S. 12. kart. m. Goldschn. 2,40 M.

Löhe, Wilh., Von der weiblichen Einfalt. (Mit einem Anhange: Vom Schicklichen und Schönen im Verhalten.) 9. Aufl. 142 S. 16. kart. mit Goldschn. 1,20 M.

Beachtenswerte Dinge. Eine Ansprache an die weibliche Jugend von der Verfasserin der „Kleinen Dinge". Aus dem Englischen. 4. Aufl. 102 S. 16. kart. m. Gldsch. 1 M.

Kleine Dinge. Aus dem Englischen. Mit einem Titelbilde. 8. Aufl. 80 S. 12. kart. m. Goldschn. 80 Pf.

Beecher-Stowe, Harriet, Kleine Füchse oder die kleinen Fehler, welche das häusliche Glück stören. Aus dem Englischen. 7. Aufl. 224 S. 16. kart. m. Goldschn. 1,50 M. — **Dasselbe.** Oktavausgabe mit 4 Bildern in Lichtdruck. 128 S. kart. 4 M.

Goldkörner. Nach dem Französischen. 2. Abdr. 48 S. 12. kart. mit Goldschn. 60 Pf.